

# GROSSE BRÜDER

© Copyright 2015 Marco Born-Miljak

Jede Vervielfältigung, Veröffentlichung oder Weitergabe dieses Buches – auch auszugsweise – bedarf der ausdrücklichen schriftlichen Genehmigung des Autors. Bitte respektieren Sie die lange und harte Arbeit, die in einem solchen Werk steckt, und nehmen Sie auf die Urheberrechte Rücksicht.

Wenngleich Teile dieses Buches auf wahren Begebenheiten und tatsächlichen historischen Ereignissen beruhen, ist dennoch die Geschichte rein fiktiv und frei erfunden. Ähnlichkeiten zu lebenden oder verstorbenen Personen oder zu real existierenden Firmen oder Institutionen wären rein zufällig und sind nicht beabsichtigt.

1. Auflage: August 2015

2. Auflage: November 2017

Druck & Vertrieb (Print):

Books On Demand GmbH, 22848 Norderstedt (BRD)

Vertrieb (e-Book):

tolino media GmbH & Co. KG, 80636 München (BRD)

Amazon Kindle Direct Publishing, Amazon.com, Inc. (USA)

Covergestaltung & Satz:

MBM Self-Publishing

Coverbild:

© Copyright 2015 Marco Born-Miljak

ISBN (Print)            9783746047676

ISBN (e-Book)        9783739314334

## Über den Autor:

Marco Born-Miljak, geboren am 26.11.1977 in Nürtingen (Baden-Württemberg), ist Diplom-Wirtschaftsinformatiker und arbeitet seit vielen Jahren erfolgreich als professioneller Softwareentwickler und IT-Berater. In seiner Freizeit widmet er sich – neben der Schriftstellerei – leidenschaftlich der Fotografie, Videofilmerei und dem grafischen Design. Mit "GROSSE BRÜDER" hat er seinen ersten Roman veröffentlicht. Er lebt mit seiner Familie in Nordrhein-Westfalen.

[facebook.com/bornmiljak](https://facebook.com/bornmiljak)

[marco.miljak@gmail.com](mailto:marco.miljak@gmail.com)

[500px.com/mmiljak](https://500px.com/mmiljak)

»Ich will nicht in einer Welt leben, in der alles, was ich sage, alles, was ich mache, der Name jedes Gesprächspartners, jeder Ausdruck von Kreativität, Liebe oder Freundschaft aufgezeichnet wird.«

(Edward Snowden)



## Prolog

Langsam, ganz langsam schienen sich die bleischweren Nebelschwaden zu lichten, die Renés Sinne eingehüllt hatten. Mit einer unendlichen Trägheit in den Gliedern versuchte er sich zu bewegen, seine Augenlider aufzustemmen, um wahrzunehmen, was um ihn herum geschah, doch er schaffte es einfach nicht. Jede Faser seines Körpers war von einem derart großen Phlegma durchdrungen, dass das Einzige, was er in jenem Moment zustande zu bringen vermochte, war, seinen Mund mit den trockenen Lippen tonlos zu öffnen und zu schließen. Dann glitt er wieder ins Nichts.

Die Zeit verging. Ob es Minuten waren oder Stunden, konnte er nicht sagen. Auch wusste er nicht, was eigentlich mit ihm los war und warum er sich so grauenhaft schwer und kraftlos fühlte. Da gab es etwas in seinem Kopf, das sich in seine Erinnerung zu drängen versuchte, ein Gedanke, der sich verzweifelt an die Oberfläche kämpfte und von dem René ahnte, dass er nichts Gutes verhieß. Aber sein Kopf war viel zu träge, um ihn bewusst wahrzunehmen. Es schien ihm beinahe so, als hätten sich alle seine Sinne zeitgleich verabschiedet, als seien sie übergetreten in einen dämmerigen, undefinierbaren Zustand totaler Funktionslosigkeit. Da gab es kein Geräusch, das er hören konnte, keinen Geruch, den er wahrnahm, kein Gefühl, das er spürte, und kein Bild, das er sah. Alles um ihn herum war still und unbeweglich, vollkommen erstarrt wie Eis und dunkel wie die Nacht.

Plötzlich – nach einer halben Ewigkeit, wie er dachte – vernahm er ein dumpfes, sehr leises Sirren, das von irgendwo weit oben zu kommen schien und das in seinen Ohren widerhallte wie ein Schwarm aufgebrachtener Bienen. Es war ein anhaltendes Geräusch. Keine Aussetzer, keine Schwankungen oder Variationen, immer dasselbe merkwürdige Summen, das ihm einerseits sehr vertraut vorkam, das er andererseits aber beim besten Willen nicht irgendeiner Sache zuordnen konnte. Und dann war da noch etwas. Ein Geruch. Ein würzig intensiver Duft, der in

der Luft hing und sich in seine Nase bohrte. Er ließ ihn spontan an ein Lagerfeuer denken.

Wieder vergingen Äonen. René begann seine Glieder wahrzunehmen, seine Arme und Beine, seinen ganzen Körper, zumindest in derlei Weise, dass er sie wieder ein wenig bewegen konnte. Behutsam zog er die Finger seiner Hände nach oben und ließ sie wie ein Pianist wieder nach unten fallen, wackelte mit den Zehen, drehte den Kopf leicht zur Seite. Und auch seine Gedanken schienen ihm wieder zu gehorchen und in geordnete Bahnen einzuschwenken. Er roch mittlerweile nicht mehr nur diesen seltsamen ersten Duft, er nahm auch einen feuchten Moder wahr, einen unangenehmen und leicht bitteren Geruch, der von der würzigen Note in der Luft stark überdeckt aber dennoch nicht gänzlich ausgelöscht wurde. Und er spürte, dass ihm kalt war. Sehr kalt sogar. Irgendetwas unter ihm schien sich gegen seine Haut zu pressen, eine eisige, glatte Fläche, die ihm mehr und mehr unangenehm wurde.

Plötzlich ein Schmerz. Ein kurzes, scheußliches Stechen durchzog seine Wange, wie von Tausend Nadeln, und instinktiv zuckte er zusammen und stöhnte leicht auf.

Da waren Stimmen im Hintergrund, bemerkte er. Dumpfe, brummende Stimmen, die irgendetwas sagten, das er zwar hörte aber immer noch nicht richtig begreifen konnte. Sie unterhielten sich einen Moment lang, so schien es. Dann spürte er erneut diesen Schmerz auf seiner Wange.

»Ahh!« keuchte er und öffnete seine Augen einen spaltbreit.

Eine Flut grellweißen Lichtes schwappte ihm schlagartig entgegen. Seine Netzhaut rebellierte. Mit einem noch qualvolleren Stöhnen als zuvor presste er die Lider wieder zusammen und wandte den Kopf zur Seite ab.

»He!« hörte er jemanden sagen. Seine Stimme klang scharf und hasserfüllt. »Wach auf, du Stück Scheiße!«

»Verpass ihm noch eine.« ergänzte jemand anders.

Was war nur los, fragte er sich? Mit jeder Sekunde, die weiter verstrich, hielt auch die Gewissheit bei ihm Einzug, dass hier etwas ganz und gar nicht stimmte. Er spürte, dass er in Gefahr

war, dass er den Wunsch hatte, zu flüchten, aber er konnte sich immer noch nicht erklären, warum. Krampfhaft begann er in seinem Gedächtnis nach einem Hinweis darauf zu graben, was passiert war, bevor er in diesen seltsamen Dämmerzustand geraten war; irgendein Anzeichen, irgendeine Spur. Und... wieder spürte er es: Da *war* etwas! Ein verschwommenes, vollkommen unklares Bild, welches er immer mehr vor seinem geistigen Auge hatte und welches ihm zuzuflüstern schien: *Wenn du mich verstanden hast, dann verstehst du auch den Rest.*

Aber wie? Wie konnte er es verstehen? Alles, was er in diesem Bild sah, waren schwarze Gesichter, vier oder fünf an der Zahl, alle eingehüllt in eine ebenso tiefe Schwärze, die sie umgab. Sie schienen aus dem Nichts aufzutauchen.

Dann, schlagartig, war da noch eine weitere Empfindung: Panik! Ein reißendes, brennendes Gefühl unvorstellbarer Angst. Die schwarzen Gesichter verschwanden, und eine neue, noch tiefere Schwärze schien an ihre Stelle zu treten. Er hörte sich selbst schreien, nach Hilfe rufen, doch irgendwie klang seine Stimme dumpf und abgewürgt, als würde der Schall kaum weiter dringen als bis zu seinen Lippen. Und dann...

...dann...

...war plötzlich gar nichts mehr. Einfach nur Leere! Ein riesiges Loch in seiner Erinnerung, das bei jenem krächzenden Hilferuf anfang, und jetzt, genau in diesem Moment, aufhörte. Dazwischen herrschte vollkommene Schwärze.

»Ein paar Minuten dauert es wohl noch.« hörte er wieder eine Stimme sagen. Dann spürte er eine Hand, die sein Gesicht anfasste, sein linkes Augenlid wurde nach oben gepresst.

Er stöhnte erneut auf. Immer noch dieses grelle Licht, immer noch diese Schmerzen in seinen Augen, wenngleich er auch bemerkte, dass sich jemand über ihn zu beugen schien und dadurch die Intensität des Lichtes etwas abgemildert wurde.

»Die Wirkung lässt auf jeden Fall nach.« sagte die Stimme weiter. »Ich schätze mal, in drei bis vier Minuten ist er ansprechbar.«

Die Hand von seinem Gesicht verschwand, und sein Augenlid fiel wieder zu.

»Gut.« erwiderte eine zweite Stimme.

Dann herrschte wieder Stille.

Nach und nach fühlte René, wie sein Körper wieder zu Kräften kam, hatte beinahe den Eindruck, als würden sich Fesseln lösen, die ihn die ganze Zeit über festgehalten hatten. Die Kälte in seinen Gliedern wurde jetzt immer intensiver, und auch der würzige Duft war nunmehr etwas, das er ganz klar und nachhaltig wahrnahm. Er wusste mit Sicherheit, dass er momentan irgendwo lag, auf einer harten, glatten und sehr kalten Fläche in einem ebenso kalten Raum. Und er erkannte den seltsamen Geruch als Zigarettenqualm. Er konnte hören, wie sich ein Arm leise raschelnd hob, wie tief inhaliert wurde und anschließend ein zufriedenes Ausatmen folgte – ein Moment, in dem der Duft besonders intensiv wurde.

Und er spürte ganz deutlich die Anwesenheit mehrerer Leute.

Vorsichtig öffnete er die Augen. Das grellweiße Licht peinigte ihn nicht mehr ganz so stark, und nach drei oder vier Sekunden erkannte er eine einsam vor sich hin summende Neonröhre an der Decke. Um diese herum erstreckte sich nichts weiter als grauer, kahler Beton.

»Wo... wo bin ich?« stammelte er leise und versuchte den Kopf zu heben.

Verschwommen erkannte er die Umrisse eines Raumes, vielleicht vierzig Quadratmeter groß, mit einer Tür auf der rechten Seite und zwei dunklen Gestalten auf der linken. Alles war in demselben Grauton gehalten wie auch die Decke, nur erhellt und aufgefrischt durch das Neonlicht, das dem ganzen einen sehr künstlichen und kalten Anstrich gab. Er selbst befand sich auf irgendeiner Art Pritsche oder Tisch entlang der rechten Wand, nur einen knappen Meter von der Tür entfernt.

Und er war nackt.

Schlagartig bäumte er sich auf – zumindest soweit er es in seiner Kraftlosigkeit vermochte – und starrte an sich herab. Sein Körper war vollkommen entkleidet, selbst Unterwäsche besaß er



keine mehr, und auf Höhe seiner Fußknöchel wölbten sich zwei eng anliegende Lederriemen um seine Füße, fixierten ihn an diese kalte, glatte Unterlage.

Er blickte erschrocken zur Seite. Auch seine Hände waren gefesselt.

»Was... was... ist... hier los?« fragte er benommen.

Eine der dunklen Gestalten löste sich von ihrem Platz und kam auf ihn zu. Je näher sie trat, desto deutlicher erkannte er ihre Umrisse und ihr Aussehen. Sie hatte schwarze, kurz geschnittene Haare, die modisch gestylt und mit viel Haargel angereichert waren. Darunter eröffnete sich das Gesicht eines jungen, markant aussehenden Mannes mit feinen Linien, sauber rasierten Wangen und buschigen Augenbrauen, unter denen sich eiskalte blaue Augen herauswölbten. In seiner rechten Hand, die von Ringen an fast jedem Finger geziert wurde, hielt er eine halb aufgerauchte Zigarette.

»Hallo René.« sagte er leise, und seine Stimme klang beängstigend intensiv.

René versuchte ihn zu erkennen. Irgendwie kam er ihm vertraut vor, irgendwas verband ihn mit ihm, da war er sich ganz sicher. Doch was? Was war es, das ihm da so nachhaltig in der Erinnerung haftete, das er aber mit seinem trägen, betäubten Kopf nicht zu fassen bekam?

»Ganz ruhig bleiben.« sagte der Mann weiter. »Die Wirkung des Mittels wird in Kürze verfliegen sein.«

»Was... wie... ich...« stammelte René.

»Ich sagte doch: ganz ruhig bleiben.« wiederholte der Mann.

In diesem Moment erkannte ihn René! Dieses dumpfe, unscharfe Bild in seinem Kopf, diese verschwommene Erinnerung, wurde schlagartig klar.

Jetzt wusste er alles wieder! Alles, was passiert war!

Der Mann grinste böse. »Na, überrascht?« fragte er.

»Was... was soll denn das, Henry?« krächzte René. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. »Was tust du da? Was soll dieser Unsinn?«

»Nun«, erwiderte der Mann und zog an seiner Zigarette, »da gibt es ein paar Gerüchte über dich, René, ein paar ziemlich unangenehme sogar. Sie behaupten nämlich, dass du uns verraten hast, dass du unser Feind bist und Informationen über unsere Sache weitergegeben hast.«

»Was? Das ist doch nicht dein Ernst!«

»Nun, wir werden ja sehen.« sagte jener. Er wandte sich um, nahm einen Klappstuhl, der in der Mitte des Raumes neben einem mit einem weißen Laken überdeckten Tisch stand, und nahm direkt auf Renés Kopfhöhe Platz. Langsam beugte er sich zu seinem Gegenüber vor. Sein Atem roch nach Rauch.

»Weißt du, ich habe dir von Anfang an nicht ganz getraut. Und jetzt will ich die Wahrheit wissen. Ich brauche ein paar Antworten, René, und du wirst sie mir geben.«

»Mein Gott, Henry, was ist nur los mit dir? Ich würde doch niemals –«

Der Mann schnitt ihm mit einer barschen Handbewegung das Wort ab. »Wie gesagt«, erwiderte er, »das werden wir ja sehen. Ich hoffe sehr für dich, dass du mir die Wahrheit sagst. Das hoffe ich wirklich. Denn ich schwöre dir«, fauchte er jetzt mit brennendem Hass in der Stimme, »wenn du uns verraten hast, dann werde ich dich deine eigenen Eingeweide fressen lassen, bevor du verreckst!«

In diesem Moment trat die zweite Gestalt in dem Raum – ein muskulöser, hochgewachsener Mann mit einem erstaunlich schmalen Gesicht, breiten Schultern, kurzgeschorenen braunen Haaren, gebräunter Haut und stahlharten Augen – an den Tisch mit dem weißen Tuch, zog es weg und beäugte mehrere glänzende Messingschalen, in denen sich verschiedene medizinische Instrumente befanden. Zielsicher zog er ein Paar Latexhandschuhe aus einem Spender daneben und streifte sie sich über, ließ das Ende gegen seine Handgelenke schnalzen und nahm anschließend eine Spritze mit einer klaren Flüssigkeit auf.

»Glaub mir«, fügte der junge Mann an René gewandt hinzu, »Alvaro ist ein Meister darin, Menschen die Wahrheit zu entlocken. Ein echter Profi.«

»Herrgott, das ist doch Wahnsinn, Henry!« brüllte René angsterfüllt. »Das ist doch alles Quatsch! Wie kannst du nur glauben, *ich* würde uns verraten? Ausgerechnet *ich*!«

Der junge Mann grinste erneut. »Wir werden ja sehen.« sagte er ein drittes Mal.

Dann begann Alvaro sein Werk.

## Kapitel 1

Als sein Wecker um Punkt sechs Uhr morgens klingelte, wälzte sich Markus Schuster mit einem gleichermaßen entnervten wie trotzigem Brummen zur Seite, ließ seine Hand über die Fläche des Nachttischchens neben dem Bett gleiten und drückte die *Snooze*-Taste, als er den kleinen Störenfried schließlich gefunden hatte. Dann kuschelte er sich wieder in die warmen Laken.

Draußen begann es langsam hell zu werden. Erste hauchfeine Sonnenstrahlen glitzerten durch die Spalten der Rollläden an den Fenstern und besprenkelten die Zimmerwand mit einem symmetrischen Muster aus dunkelroten Ovalen, die ein bisschen an die Stickereien eines persischen Teppichs erinnerten. Ein paar Spatzen hatten sich in den Ästen des Kirschbaumes im Garten niedergelassen, und während Markus versuchte, die Müdigkeit aus seinem Kopf zu vertreiben und den Plan für den heutigen Tag durchzugehen, drang ein feines Zwitschern und Zirpen zu ihm herein, das einen allmorgendlichen Vorgeschmack auf den anstehenden Sommer vermittelte.

Heute war Dienstag, der 18. Mai 2004. Noch drei Stunden bis zum Beginn seiner Vorlesungen, wusste Markus. Noch zwei Stunden bis sein Zug in Richtung Stuttgart abfuhr, und noch exakt eine Stunde und elf Minuten, bis der Bus, der ihn von seiner spartanischen Zweizimmerwohnung im gutbürgerlich-schwäbischen Nürtingen zum Bahnhof bringen würde, in die Haltebucht einschwenken und die Türen öffnen würde. An und für sich genügend Zeit, um die Morgentoilette hinter sich zu bringen, eine Kleinigkeit zu frühstücken und anschließend die knapp fünfhundert Meter zur Haltestelle zu laufen.

An und für sich.

Denn Markus besaß ein überragendes Talent, welches er bedauerlicherweise von seiner Mutter geerbt zu haben schien. Ganz gleich, wie viel Zeit er für etwas übrig hatte, ganz gleich, wie lange eine Frist auch war, er verstand es, sie immer bis zum Anschlag auszureizen und meist sogar zu überschreiten. Wenn er morgens mal nicht verschief und ausnahmsweise pünktlich

aufstand, dann ruinierte er sein Timing eben im Bad. Oder beim Frühstück. Oder vor dem Kleiderschrank. Jedenfalls hatte er es in den vergangenen zwei Jahren seines Informatikstudiums an kaum einem Tag geschafft, um neun Uhr planmäßig an seinem Platz im Vorlesungsraum 2.11 der Berufsakademie Stuttgart zu sitzen und den Dozenten hereinkommen zu sehen, was schon für so manche bittere Rüge gesorgt hatte.

»Herr Schuster, ich möchte Sie daran erinnern, dass es eine Anwesenheitspflicht an der Berufsakademie gibt.« hatte ihm vor zwei Wochen sein Fachleiter an den Kopf geworfen, als er geschlagene fünfundvierzig Minuten zu spät zu seiner Vorlesung erschienen war. Und jener hatte hinzugefügt: »Wenn Sie sich damit nicht abfinden können, dann können Sie gerne an einer Universität weiterstudieren. Da steht es Ihnen dann frei, ob und wann Sie kommen.«

*Toller Tipp*, dachte er sich. *Als ob das mein Problem löst.*

Der Wecker summte ein zweites Mal.

Er stöhnte innerlich auf und presste erneut die *Snooze*-Taste. *Nur noch ein bisschen*, redete er sich ein, *nur noch fünf Minuten!* Natürlich würden es am Ende mehr sein als fünf Minuten, das wusste er. Natürlich würde er seinen Zeitplan wieder einmal zum Teufel schicken und sich daraufhin wie ein Irrer abhetzen müssen. Aber was sollte er tun? Er hasste es morgens aufzustehen, egal wie früh er zu Bett ging, egal wie viel Schlaf er in einer Nacht hatte. Er war ein unverbesserlicher Morgenmuffel.

*Scheiße, schon zwei schlechte Eigenschaften*, fiel ihm in diesem Moment auf, doch gleich darauf dachte er sich: *Man sollte einen Morgen nicht damit beginnen, über seine Marotten nachzudenken.* Also tat er, was er noch vor einem Bruchteil einer Sekunde für unmöglich gehalten hatte: er riss die Bettdecke mit einer schnellen Bewegung zur Seite, ließ die Beine auf den Fußboden sinken und stemmte sich in die Vertikale.

*Geschafft!*

Lustlos schlurfte er in die angrenzende kleine Küche, leerte Wasser in den Tank der Kaffeemaschine und legte einen Filter mit

Kaffeepulver ein. Dann schaltete er sie ein und ging anschließend ins Bad.

Am Sonntag müsste er seine Eltern mal wieder anrufen, dachte er sich, als er unter der dampfend heißen Dusche stand und das Wasser genüsslich über seinen Rücken laufen ließ. Er hatte sich schon seit mindestens fünf Wochen nicht mehr bei ihnen gemeldet. Seine Mutter hatte es ihm nie ganz verziehen, dass er das heimische Dörfchen, in dem er aufgewachsen war, und damit den trauten Schoß des Elternhauses verlassen und so weit weg gezogen war, doch ihm selbst war das sehr recht, wenn er ehrlich war. Hier war er ganz auf sich alleine gestellt, hier konnte er tun und lassen was er wollte, niemand redete ihm dazwischen, und er hatte alle Freiheiten der Welt – ein Gefühl, welches er genoss.

Markus erledigte hastig seine Morgentoilette und kehrte dann in die Küche zurück. Die Kaffeemaschine verströmte zwischenzeitlich einen herrlich würzigen, schon in sich belebenden Duft, der von einem leisen Blubbern und Zischen begleitet wurde. Er schenkte sich eine Tasse ein. Dann gab er Milch und Zucker dazu und machte sich ein Brot. Geistesabwesend stapfte er durch seine Wohnung, die Tasse in der einen Hand und das Brot in der anderen, biss gelegentlich davon ab und spülte mit einem Schluck Kaffee nach. Das war ein weiteres morgendliches Ritual, welches er sich nicht abgewöhnen wollte.

Als er gerade vor dem Schlafzimmerfenster stand und mühsam mit einer Hand den Rollladen nach oben zu ziehen versuchte – das Brot hatte er zwischen die Zähne geklemmt –, klingelte plötzlich sein Handy.

Er sah sich um. Das kleine Ding lag auf seinem Schreibtisch links neben dem Bett, auf einem Stapel von Schmierzetteln. Er hatte es gestern dort hingelegt. Wie eine aufgescheuchte Hornisse vibrierte und summte es vor sich hin und ließ dabei das Lied *Eye Of The Tiger* aus Markus Lieblingsfilm *Rocky 3* erklingen.

Er lief hinüber, legte das halb aufgegebene Brot daneben und sah auf das Display. Die Nummer, die angezeigt wurde, war ihm vollkommen unbekannt.

Er nahm ab. »Hallo?«

Kaum hatte er dieses Wort ausgesprochen, da brüllte ihm eine heisere, aufgebrauchte Männerstimme ein panisches »HILFE!!!« entgegen. Im nächsten Moment knackte es in der Leitung und die Verbindung war tot.

Verstört starrte Markus sein Handy an.

»Was, zum Teufel, sollte das denn?« rief er laut.

Einen Moment lang blickte er auf das erloschene Display und versuchte, das eben Geschehene einzuordnen. *War das ein Scherz?* fragte er sich.

Er holte sich die Nummer des Anrufers aus dem Handyspeicher und drückte auf *Rückruf*.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis die Verbindung mit dem Netzbetreiber hergestellt war. Dann erklang eine sonore Frauenstimme vom Band, die in einem sachlichem Ton verkündete, dass es unter dieser Nummer keinen Anschluss gäbe.

## Kapitel 2

Hamburg, zur selben Zeit.

Wie er es fast jeden Morgen zu tun pflegte, betrat Carsten Schmitz auch heute wieder mit einer Zeitung unter dem Arm das Café *Paris* im Zentrum der Stadt und schlurfte gemächlichen Schrittes an dem Tresen vorbei, der sich zu seiner Rechten erstreckte, bis er seinen Stammplatz im hinteren Teil des Raumes erreicht hatte. Dort ließ er sich auf einer lang gestreckten, mit grünem Leder überzogenen Bank hinter einem kreisrunden Tischchen nieder, streckte die Beine genüsslich aus und sah sich in dem etwas düster wirkenden Etablissement um.

Das besondere am *Paris* war sein Flair. Die ehemalige Handelshalle hatte zwar keine allzu großen Dimensionen, sie bot aber derart viel fürs Auge, dass man sich beinahe sofort darin wohl zu fühlen begann. An den Wänden waren wunderschöne Jugendstilfliesen verlegt, und die kuppelförmige, grünlich schimmernde Decke vermittelte dem Betrachter ein ganz besonderes Raumgefühl. Direkt neben der Tür, auf der rechten Seite, stand ein leise vor sich hin dudelnder Fernseher auf einer kleinen Erhöhung, und gleich darunter erstreckte sich die grünliche Sitzbank mit ihren Tischchen und, in zweiter Reihe, quadratische Tische mit Stühlen. Auf der linken Seite gab es noch den Tresen und ein paar lederbezogene, hüfthohe Barhocker.

Carsten hatte diesen Ort vor nicht einmal vier Monaten entdeckt. Das war insofern ein bisschen verwunderlich, da er bereits seit zwei Jahren in Hamburg lebte und mindestens ein paar Tausend Mal daran vorbeigelaufen war. Doch erst als sein bisheriges Stammcafé wegen Urlaubs geschlossen gewesen war, hatte er sich entschieden, dem *Paris* einen Besuch abzustatten. Und er hatte sich sofort darin verliebt.

Seit diesem Tag kam er jeden Morgen hierher, um Punkt sieben Uhr, bestellte einen Latte Macchiato mit einem extra Glas Leitungswasser sowie ein Schinken-Käse-Baguette, und blätterte genüsslich in seiner Zeitung. Das war seine ganz persönliche Frühstücksmeditation, seine Entspannung und sein Refugium. Es



war die ganz kurze Phase der Ruhe, die er pro Tag für sich in Anspruch nehmen konnte, bevor er sich in den hektischen, arbeitsreichen Wahnsinn seines Firmenalltags stürzen musste.

Die kleine, stämmige Kellnerin mit dem fröhlichem Gesicht und den glatt herunterhängenden blonden Haaren, die ihn jeden Tag bediente, kam auch heute wieder an seinen Tisch.

»Guten Morgen.« begrüßte sie ihn. »Wie immer?«

»Ja, bitte.« erwiderte er lächelnd.

Sie nickte und verschwand.

*Zwei Jahre*, dachte sich Carsten und blickte melancholisch in Richtung Eingangstür. *Zwei Jahre bin ich schon hier. Gott, wie die Zeit vergeht.* Es kam ihm wie gestern vor, dass er den Job als leitender Softwareentwickler hier in Hamburg angenommen hatte. In den Jahren zuvor hatte er für eine Firma im Bereich der Medizintechnik gearbeitet, dann für einen Hersteller von Überwachungssystemen, und anschließend – als Folge eines Tipps, den ihm ein Kollege gegeben hatte – für einen Zulieferer der europäischen Weltraumbehörde ESA, der Steuer- und Leitsysteme für Satelliten herstellte. Er war also viel herumgekommen in der Welt: USA, Japan, Frankreich. Und jetzt wieder seine Heimat, Deutschland. Hier fühlte er sich am wohlsten, wenn er ehrlich war.

Manchmal fragte er sich dennoch, ob er so weit zufrieden war mit seinem Leben. Wann immer er das tat, stellte er fest, dass er keine Antwort darauf wusste. Natürlich freute es ihn, dass er beruflich erfolgreich war, und auch, dass er ein Jahresgehalt einstrich, welches man vielerorts als geradezu obszön ansehen würde. Natürlich war es klasse, in der Welt herumzureisen und fremde Kulturen und Menschen kennenzulernen. Doch andererseits musste er sich eingestehen, dass alles Persönliche dabei auf der Strecke geblieben war. Eine enge Freundschaft oder gar eine Familie ließen seine Arbeitszeiten einfach nicht zu, was letzten Endes der Grund dafür war, dass es in seinem Leben zwar jede Menge Freundinnen gegeben hatte, er mit ihnen aber allerhöchstens ein paar Monate zusammen gewesen war. Und manchmal, in ganz einsamen Stunden, dachte er darüber nach,

wie es wohl wäre, alles hinzuschmeißen, irgendwo in einem friedlichen kleinen Krämerladen oder in einem Supermarkt als Verkäufer anzuheuern und ein neues Leben zu beginnen.

Aber eben nur manchmal.

Tief in seinem Inneren wusste er, dass es niemals anders werden würde. Er würde immer der Jetset-Mensch bleiben, der heute hier und morgen dort war, der für seinen Beruf und nicht für andere Menschen lebte, und dessen höchstes Ziel es war, die bestmöglichen Leistungen aus sich herauszuholen.

In diese Gedanken versunken lehnte sich Carsten nach vorne, die Ellenbogen auf die Tischfläche und das Gesicht auf die Hände gestützt, und betrachtete die Menschen, die um ihn herum Platz genommen hatten. Zu so früher Stunde waren es nicht viele, musste er feststellen, gerade einmal zwei Personen. Ein älterer Herr mit weißem, wuscheligem Vollbart und einer schwarz umrahmten Brille saß an einem der quadratischen Tische und las – wie Carsten – in einer Zeitung. Vor sich hatte er eine halbleer getrunkene Tasse Kaffee und ein Kännchen desselben gleich daneben. Zwei Reihen weiter, ebenfalls an einem der quadratischen Tische, saß ein Mann, den Carsten auf etwa vierzig oder fünfundvierzig schätzte. Er vermutete, dass er ein Bankangestellter war: er trug einen sauber gebügelten, wengleich von der Stange gekauften dunkelblauen Anzug mit weißem Kragenhemd und einer anthrazitfarbenen Krawatte, dazu schwarze Lackschuhe. Sein Haar war kurz geschnitten und mit etwas Gel nach oben toupiert, beinahe wie die Stacheln eines Igels. Auch er war in eine Zeitung vertieft und rauchte dabei eine Zigarette.

Auch das gehörte zu Carstens Eigenschaften: wann immer er in einem Raum war oder sich an einem Ort befand, an dem noch andere Menschen anwesend waren, nahm er sich die Zeit, diese Leute sehr genau zu betrachten und sich ihre Gesichter und Eigenheiten und besonderen Merkmale einzuprägen. Auf diese Weise wusste er immer, wer zum Beispiel an einer Konferenz oder einem Meeting teilgenommen hatte oder wer in einer Firma welche Rolle bekleidete. Als Teamleiter war so etwas entscheidend.

Während er noch den Bankangestellten betrachtete, kam die Kellnerin wieder an seinen Tisch und stellte einen Teller mit einem dampfenden Baguettebrot vor ihm ab. An den Rändern wölbte sich rosafarbener Schinken heraus, der von einer zerschmolzenen Käsedecke gekrönt wurde. Dann folgte noch der Macchiato und das Wasserglas und sie bemerkte: »Bitteschön. Darf's sonst noch was sein?«

»Nein, danke.«

»Dann wünsche ich einen guten Appetit.«

Sie huschte wieder davon.

Mit einer langsamen, fast feierlichen Handbewegung hob Carsten das heiße Baguettebrot von seinem Teller, biss ein großes Stück davon ab und kaute genüsslich. Der Käse zog feine Fäden. Dann nahm er die Zeitung zur Hand und begann darin zu blättern.

Was er dort las, war nicht wirklich überraschend. Die Artikel beschrieben in gewohnter Weise neue Auseinandersetzungen zwischen Israelis und Palästinensern in Nahost, Fahndungserfolge der Polizei gegen die Drogenmafia, irgendwelche seltsamen Entschlüsse des EU-Parlaments in Brüssel, und Lastwagenunfälle auf deutschen Autobahnen, die sich angeblich gehäuft hätten. Immer wieder der gleiche Tenor, immer wieder dieselbe Monotonie. Lustigerweise war es aber genau das, was er daran so schätzte. Es half ihm, abzuschalten. Während er die kleinen schwarzen Letter auf dem samtigen Papier überflog, konnte er gemütlich dahinschweben auf der Eintönigkeit weltpolitischer Ereignisse.

Er spülte mit einem tiefen Schluck Kaffee nach, dann las er weiter.

Seite vier: Politik! Schröder, Fischer, Trittin, Putin, Rice und Afghanistan. Es wurden schwülstige Sprüche geklopft, Gesetze verabschiedet und ausländische Hände geschüttelt. Die USA rasselten mit den Säbeln ob der Verantwortlichen der Terroranschläge der letzten Zeit, und in Russland nahmen die diktatorischen Züge des Staatsoberhauptes bedenkliche Züge an.

Er blätterte um. Seite fünf: Sport! Handball, Fußball, Schwimmen und Tennis, eine kleine Ecke Golf und Leichtathletik, Interviews mit Turnern, und Meinungen der Fans. Carsten übersprang diesen Teil, denn sein Interesse für derartige Dinge hielt sich doch sehr in Grenzen. Oder anders gesagt: er fand es stinklangweilig.

Auf Seite sechs verharnte er jedoch.

Ein halbseitiger Artikel, der von dem grobkörnigen Foto eines geschäftig dreinblickenden Mannes geziert wurde, stach ihm ins Auge. Unter der Überschrift ›Kommt die digitale Anarchie?‹ berichtete der Schreiber von den Gefahren, die von Computerviren ausgingen, und er betonte, dass deren Anzahl in den letzten Monaten dramatisch gestiegen sei.

*Diese Entwicklung ist nach Auskunft des Präsidenten der Bundesanstalt für Sicherheit in der Informationstechnologie (BSI), Karl Ebbenschaft, auf zwei maßgebliche Ursachen zurückzuführen. Zum einen können immer mehr Menschen über Medien wie das Internet Kenntnisse darüber sammeln, wie man einen Virus entwickelt, zum anderen weisen moderne Computersysteme wie das Windows-Betriebssystem durch die verschärften Bedingungen auf den EDV-Märkten, der steigenden Konkurrenz, und der immer knapperen Entwicklungszeit („Time to market“) eklatante Sicherheitslücken auf, die die Verbreitung von Viren und anderen Schadensprogrammen begünstigen.*

*„Diese Viren“, so Ebbenschaft, „stellen die vielleicht größte Bedrohung der weltweiten EDV-Welt dar. Wir müssen die Urheber mit der vollen Härte des Gesetzes verfolgen und bestrafen, andernfalls droht uns die digitale Anarchie.“*

*Das mag wie eine Endzeitprophetie klingen, doch Ebbenschafts düstere Zukunftsprognose könnte schon bald Realität werden. Die Anzahl der im Umlauf*

*befindlicher Viren steigt fast täglich an, und der Schaden, den die unliebsamen Programme dabei anrichten, geht in zweistellige Milliardenbeträge. Man mag sich gar nicht ausmalen, welche Ausmaße dies im »Worst case«, also im schlimmstmöglichen Fall nehmen könnte. Wir sprechen von globaler Bedrohung.*

An dieser Stelle ließ Carsten die Zeitung sinken und sah nachdenklich durch den Raum.

Der Virenproblematik war er sich wohl bewusst. In den vergangenen Jahren hatte ein wahrer Boom dieser Schädlinge eingesetzt. Tausende von Menschen in aller Herren Länder beschäftigten sich mit der Entwicklung weiterer Programme dieser Gattung, und ihr Repertoire ging von harmlosen Botschaften wie ›*Bush sucks*‹ oder ›*Alle Macht den Drogen*‹ bis hin zu handfester Spionage, der Fernsteuerung von Computern zu kriminellen Zwecken, und der Vernichtung sensibler Daten. Hinzu kam, dass sich Dank der Segnungen des Internets neue Programme innerhalb weniger Stunden über den ganzen Erdball verteilen konnten, bis in die entlegensten Winkel hinein. Wie eine Seuche.

*Globalisierung mal anders!* dachte sich Carsten.

Doch waren es nicht etwa die gewaltigen Dimensionen dieser Problematik oder die drohende digitale Gefahr, die ihn in diesem Moment so nachdenklich machten. Nein, was ihm durch den Kopf ging, war eine Idee, die er schon vor langer Zeit gehabt, dann aber wieder vergessen hatte. Doch jetzt, genau in diesem Moment, fiel sie ihm wieder ein. Eine verrückte Idee! Eine irrsinnige Idee! Ein Vorhaben, das klang, als habe man es aus einer Bierlaune heraus getroffen. Aber er wusste, dass es machbar war.

*Und, wer weiß, vielleicht ist genau jetzt der Zeitpunkt gekommen, um es in Angriff zu nehmen.*

Er wollte es auf einen Versuch ankommen lassen.

## Kapitel 3

Markus hatte sich in der Zwischenzeit auf den Weg zur Haltestelle gemacht und den Bus zum Nürtinger Bahnhof erwischt. Als er im hinteren Teil des Fahrzeugs Platz genommen hatte, zog er eines seiner Vorlesungsskripte aus seinem Rucksack und wollte darin blättern, doch der Anruf von vorhin ließ ihm einfach keine Ruhe. Er versuchte sich zwar einzureden, dass es nur ein Scherz gewesen war, das Ergebnis eines Teenagers mit einem seltsamen Sinn für Humor vielleicht, oder der Gag eines Kommilitonen, doch so ganz befriedigte ihn das nicht. Der Hilfeschrei am Telefon hatte sich nicht wie ein Scherz angehört, ganz und gar nicht. Wer auch immer am anderen Ende gewesen sein mag, Markus glaubte in seiner Stimme echte, tiefe Panik gehört zu haben. Es war nur ein kurzes Aufheulen gewesen, ein hastiges Krakeelen, doch es war so innbrünstig und allumfassend gewesen, dass es ihm immer noch kalt den Rücken herunter lief, wenn er daran dachte.

*Was, um alles in der Welt, sollte das?* fragte er sich.

Sollte er vielleicht zur Polizei gehen und ihnen von dem Vorfall erzählen? Was genau sollte er ihnen sagen? Sollte er einen Hilfeschrei schildern, der, kaum dass er ausgesprochen war, wieder unterbrochen wurde? Und der von einer Nummer gekommen war, die es scheinbar nicht gab?

Gerade Letzteres war es, das ihn keine Ruhe ließ. Er als Computer- und Technikfreak konnte sich beim besten Willen nicht erklären, wie es möglich war, dass ein Anruf von einer Nummer kam, unter der er nur zwei Sekunden später niemanden mehr erreichen konnte. Das schien ihm unmöglich. Wäre es eine Mailbox gewesen, die rangegangen wäre, dann hätte er sich damit trösten können, dass das Telefon am anderen Ende vielleicht in einem Funkloch gesteckt hatte. Oder wäre ein Besetztsymbol ertönt, hätte er auch damit leben können. Aber *›kein Anschluss unter dieser Nummer?‹* Das war bizarr.

Hinzu kam noch, dass es keine Mobilfunknummer war, die er auf seinem Display gesehen hatte, sondern ein Festnetzanschluss, das konnte man an der Ziffernfolge erkennen. Also definitiv kein

Funkloch – und ein um so größeres Rätsel im Hinblick auf die Frage, warum der Anschluss im nächsten Moment verschwunden war.

So oder so, er konnte die Sache nicht einfach auf sich beruhen lassen und wieder vergessen. Es war durchaus möglich, dachte er sich, dass hier jemand in Gefahr war und Hilfe benötigte, es wäre also falsch von ihm, den Anruf einfach zu ignorieren.

Er legte das Vorlesungsskript beiseite und zückte sein Handy. Nach ein paar Handbewegungen erschien die geheimnisvolle Nummer abermals auf dem Display, und er betätigte einmal mehr die *Rückruf*-Funktion – zum vierten Mal heute. Das Ergebnis war dasselbe: kein Anschluss unter dieser Nummer!

*Verdammt, wie kann so was nur sein?* fragte er sich. Hatte es die Nummer vielleicht falsch übertragen? Sollte er ein paar Variationen davon versuchen, ein paar Ziffern vertauschen, statt der 8 eine 0 tippen oder dergleichen? Doch was hätte er davon? Es gab Tausende von Möglichkeiten, und alle auszuprobieren grenzte an Wahnsinn. Nein, auch das war keine befriedigende Lösung.

Er kam letzten Endes nicht um die Tatsache herum, dass der Weg zur Polizei die beste und – in so einem verzwickten Fall – die sinnvollste aller Vorgehensweisen darstellte. Der Pflicht zu helfen wäre genüge getan, und er könnte den Vorfall ruhigen Gewissens wieder vergessen. Alles Weitere oblag dann den Beamten.

So entschied er sich dann auch.

Als er einige Stunden später die Vormittagsvorlesungen hinter sich gebracht hatte, machte er sich auf den Weg zum nächstliegenden Polizeirevier. Wo sich dieses befand, hatte er zuvor beim Hausmeister der Berufsakademie erfragt.

Der Mann hatte ihn verdutzt angesehen und ihn gefragt, ob denn etwas gestohlen worden sei.

»Nein, nein«, hatte er gelogen, »ein Freund von mir arbeitet da.« Das hatte sich zwar nicht im geringsten glaubwürdig angehört, aber der Mann hatte ihm trotzdem die Information gegeben, die er benötigt hatte. Und nach einem kurzen Fußmarsch durch die Stuttgarter Innenstadt betrat er schließlich ein farbloses,

wenngleich auch recht modern aussehendes Gebäude, über dessen Tür ein blaues Schild mit der Aufschrift »POLIZEI« prangerte. Eine angenehme Kühle empfing ihn, als er in den Eingangsbereich trat. Der nur mäßig beleuchtete, kleine Flur – er war kaum drei Meter lang – war mit altmodischen, gelbbraunen Bodenfliesen ausgelegt, in dem sich zur Rechten und zur Linken mehrere dunkelgrüne Sitzbänke aus Metall anreiheten. An der zur Tür gegenüberliegenden Seite mündete der Raum in einer Panzerglaspforte mit Klingel und Sprechanlage. Markus betätigte den Klingelknopf. Nach etwa einer Minute erschien ein Beamter und erkundigte sich per Mikrofon, wie er helfen könne.

»Ich möchte Ihnen gerne einen Vorfall melden.« erwiderte der Angesprochene. Dann schilderte er in knappen Worten, was ihm heute Morgen geschehen war.

Der Beamte sah ihn mit regungslosem Blick an. »Und da ist niemand zu erreichen?« fragte er.

»Nein, niemand. Ich habe es mehrmals probiert.«

»Haben Sie die Nummer noch?«

»Aber ja, sicher.«

Markus zückte sein Handy und zeigte dem Beamten durch die Panzerglasscheibe hindurch, was er sehen wollte. Jener betrachtete das kleine Display ein paar Sekunden lang nachdenklich. Dann wandte er sich zur Seite und betätigte den Knopf, der die Panzerglastür entriegelte. Ein kratziges Summen tönte durch den Flur.

»Kommen Sie herein.« sagte er zu Markus.

Dieser folgte dem Beamten bis in einen neonlichtdurchfluteten Büroraum, in dem sich zwei Schreibtische mit Computer und Telefon sowie mehreren Stühle und zahlreiche Schränke mit Aktenordnern befanden. Der Polizist bat Markus, Platz zu nehmen. Er nahm dessen Handy an sich, setzte sich an einen der Schreibtische, hob den Telefonhörer ab und wählte die geheimnisvolle Nummer. Schweigend und wartend hielt er sich den Hörer ans Ohr.

Einige Sekunden vergingen. Der Polizist sah Markus prüfend in die Augen, während er darauf wartete, dass die Verbindung



zustande kam. Was genau er hörte, konnte Markus nicht beurteilen, aber er bemerkte sogleich den veränderten Ausdruck auf dem Gesicht des Mannes, als er wohl dieselbe künstliche Frauenstimme mit ihrem wohlbekanntem Sätzchen vernahm.

»Okay.« sagte jener und legte wieder auf. »Von dieser Nummer soll also der Hilferuf gekommen sein?«

»Ja.«

»Sind Sie sich da ganz sicher?«

»Ja.«

»Könnte es nicht sein, dass sich da jemand einen Scherz mit Ihnen erlaubt hat?«

»Glaube ich nicht. Und selbst wenn: zur Sicherheit sollte man der Sache trotzdem mal nachgehen, meinen Sie nicht?«

Diese Frage schien zu sitzen. Der Beamte sah ihn mit einem ›*Erzähl du mir nicht, wie ich meinen Job machen soll*‹-Blick an und zog schließlich einen Block hervor, um sich die Details des Falles einschließlich der mysteriösen Telefonnummer zu notieren.

»In Ordnung.« bemerkte er. »Ich bräuchte dann noch Ihre Personalien für eventuelle Rückfragen.«

Die bekam er, und gleich darauf machte sich Markus wieder auf den Rückweg zur Berufsakademie. Es blieb ihm noch genügend Zeit zum Mittagessen, stellte er fest, und vielleicht auch noch für einen kurzen Besuch beim *Starbuck's*.

## Kapitel 4

Ein dumpfes Pochen gegen massives Eichenholz.

Der ältere Mann mit dem säuberlich gestutzten weißen Haar und der buchhalterischen Nickelbrille auf der Nase sah von seinen Unterlagen auf. Seine Augen waren hellwach und konzentriert und strahlten eine ungewöhnliche Kälte und Distanz aus. Er saß in einem wuchtigen Ledersessel hinter einem langgezogenen, dunkelbraunen Schreibtisch, auf dem sich neben einem Computer mit Flachbildschirm, einer schwungvoll geformten vergoldeten Lampe und einem kleinen Marmorbehälter für Stifte noch ein Meer aus Akten und Dokumenten befand. Manche von ihnen waren in Mappen abgeheftet und aufeinandergestapelt, andere wiederum lagen aufgeschlagen und umgeblättert vor ihm. Hinter seinem Rücken erstreckte sich eine weiträumige, zimmerhohe Fensterfront, von der aus man die Skyline einer Großstadt sehen konnte.

»Herein!« rief er.

Die Tür schwang auf, und der junge Mann mit den modisch gestylten schwarzen Haaren und den beringten Fingern trat ein. In der rechten Hand hielt er eine Ledermappe.

»Guten Morgen.« begrüßte er den Älteren, während er näher kam.

»Guten Morgen.« erwiderte jener und legte seinen Stift beiseite.

Der Neuankömmling nahm in einem der Besuchersessel Platz, die halbkreisförmig vor dem Schreibtisch angeordnet waren, schlug seine Mappe auf und überflog die Papiere darin. Eines davon zog er hervor.

»Ich habe mit unserem Mann in den Staaten telefoniert.« sagte er. »Die Sache entwickelt sich nicht wie geplant. Drei von vier Zielfirmen haben in der vergangenen Woche unsere Angriffe erfolgreich entdeckt und abgewehrt. Und es sieht so aus als ob wir uns mit den nächsten beiden ebenfalls in eine Sackgasse manövrieren werden, wenn wir unsere Strategie nicht anpassen.«

»Hm.« erwiderte der Ältere regungslos. »Ich habe gehaut, dass Collinworth der Falsche für diese Sache ist. Ihm fehlt das Feingefühl und die nötige Geduld. Ich hätte meinem Instinkt vertrauen sollen.« Er sah den Jungen scharf an. »Gibt es irgendwelche Ideen, wie wir jetzt weiter verfahren?«

»Ja. Zunächst einmal sollten wir Collinworth durch Messey ersetzen. Er hat sich in Frankreich und in Belgien bewährt und das Projekt in Swanwick zum Laufen gebracht. Er ist wirklich gut und bringt die nötige Erfahrung mit, die wir in einer solchen Situation brauchen.«

»Sehe ich genauso. Machen Sie das. Was noch?«

»Zweitens müssen wir die Strategie unserer Angriffe abändern. Ich schlage vor, dass wir vermehrt auf Firmeninsider setzen, die die Sicherheitssysteme infiltrieren. Bisher haben wir schwerpunktmäßig auf Angriffe von außen gesetzt. Doch die Branche ist jetzt gewarnt und schirmt sich immer besser ab.«

»Haben wir entsprechende Leute auf der Gehaltsliste?«

»Ja, zum Teil. Wir müssen das aber noch ausbauen.«

»Welches Budget brauchen Sie?«

»Ich habe eine grobe Aufstellung aller Firmen gemacht, die wir im Fokus haben. Insgesamt reden wir von einem Stamm von circa zwanzig bis dreißig Insidern in zwölf Firmen, die wir anwerben müssen, die meisten davon Angestellte im mittleren Gehaltsbereich mit stagnierender Karriere und privaten Geldsorgen. Sieben Männer, fünf Frauen. Damit kommen wir auf einen Finanzpool von ungefähr zweieinhalb Millionen Euro, den wir dafür benötigen, plus/minus ein- bis zweihunderttausend.«

»In Ordnung, kriegen Sie. Wie viel Zeit brauchen Sie?«

»Drei Wochen. Maximal vier.«

»Sie haben freie Hand.«

Der Junge zog einen Füller aus seinem Jackett und begann sich Notizen zu machen. Einen Moment lang war nur das Kratzen der Füllerspitze auf dem Papier zu hören, dann setzte der Ältere erneut an und fragte: »Was macht die andere Sache?«

»Der Maulwurf?«

»Ja.«

»Wir befragen ihn noch. Die Sache gestaltet sich zu meinem Bedauern sehr viel zäher als gedacht. Was wir bisher in Erfahrung bringen konnten, ist, dass uns wohl eine größere Organisation auszuspionieren versucht. Der Maulwurf konnte uns keine konkreten Personen oder auch nur deren Anzahl nennen, die gesamte Kommunikation verlief anonym über Telefon oder Internet. Keine persönlichen Treffen. Diese Leute verstehen ihr Handwerk. Nur einen einzigen Namen konnte er uns nennen: Martinez!«

»Mann oder Frau?«

»Eine Frau.«

»Hm, *Martinez*. Klingt spanisch.« resümierte der Alte. »Sind uns aktuell irgendwelche Organisationen aus dem Südwesten Europas bekannt, die uns bedrohen oder bedrohen könnten?«

»Nein. Aber wir verfolgen die Sache in alle Richtungen. Ich tippe momentan eher auf einen Kontakt in Deutschland. Wir sind schon auf der Suche.«

»Wie hoch schätzen Sie denn die Bedrohung durch den Maulwurf ein? Welche Informationen über uns hat er weitergegeben? Haben Sie darüber schon was herausgefunden?«

»Das ist momentan noch nicht mit Sicherheit zu sagen, ich persönlich halte das Risiko aber für sehr gering und die Ausbeute an Informationen für die Gegenseite für minimal. Der Maulwurf war nie in die wirklich wichtigen Dinge eingeweiht. Nur in Lappalien.«

»Okay, ich gebe Ihnen für die Befragung noch Zeit bis Ende der Woche. Anschließend möchte ich, dass der Maulwurf beseitigt wird!«

Der junge Mann schwieg einen Moment und hielt in seinem Schreiben inne, so als müsste er über etwas nachdenken. Dann sah er auf und sagte: »Entschuldigen Sie, aber ich bin der Meinung, das wäre ein Fehler! Er ist die beste Quelle, die wir zurzeit haben, die beste Verbindung zu den anderen. Wenn wir ihn aus dem Weg räumen, dann haben wir gar nichts mehr.«

»Unsinn!« brummte der Alte und winkte ab. »Es war doch gerade eben Ihre eigene Einschätzung, dass der Mann nicht tief genug in unsere Geschäfte eingeweiht war, um wirklich kritische

Informationen weitergegeben zu haben. Das waren doch Ihre Worte, nicht wahr?« Er sah den jungen Mann scharf an und deutete mit dem Zeigefinger auf ihn. »Oder sind Sie sich Ihrer Sache doch nicht sicher? Dann will ich das jetzt hören!«

Der Angesprochene überlegte kurz. »Naja«, erwiderte er zögerlich, »ich würde das eben gerne noch mal absichern, um jedes Risiko –«

»In meinen Augen liegt das größte Risiko momentan darin«, unterbrach ihn der Alte, »den Maulwurf am Leben zu lassen! Also tun Sie es, wie ich es Ihnen gesagt habe: noch vier Tage, und dann weg mit ihm!«

»Also gut, ganz wie Sie wollen.« Weitere Notizen.

Der Alte räusperte sich zufrieden und lehnte sich in seinem Sessel zurück. »Sonst noch was?« fragte er.

»Nein, für den Moment nicht.« Der junge Mann klappte die Mappe zu und erhob sich. »Ich informiere Sie, sobald ich etwas Neues habe.«

»In Ordnung.«

Er verließ den Raum.

## Kapitel 5

»Dominik, kann ich dich kurz stören?«

Der Angesprochene war gerade mit zwei Arbeitskollegen in eine sehr angenehme und wortreiche Konversation über seinen letzten Tauchurlaub vertieft. Zwei Wochen hatte er mit einer Gruppe Gleichgesinnter auf einer gecharterten Segeljacht verbracht. Mit glänzenden Augen schwärmte er von der Schönheit ägyptischer Korallenriffe, von dem kristallklaren Wasser des Mittelmeers, der glühend heißen Sonne des Äquators, von den kurzen Zwischenstopps an Land, um sich Alexandria, Kairo und Gizeh anzusehen. Es war traumhaft schön gewesen. Die Bräune seiner Haut zeugte von dem herrlichen Wetter und die Freude in seinem Gesicht von der Begeisterung, die er mit nach Hause gebracht hatte. Während er erzählte, stützte er sich auf einen hüfthohen Messing-Stehtisch in einer weiträumigen, fensterreichen Firmen-Pausenzone, nippte an einer Tasse Kaffee und rauchte eine Zigarette.

Als er die Stimme hinter sich vernahm, wandte er sich um und erblickte sogleich seinen alten Freund Carsten Schmitz, der mit nachdenklichem Gesichtsausdruck hinter ihm stand.

»Hi, Carsten.« begrüßte er ihn und prostete ihm gespielt zu. »Was hat dich denn in die Pausenzone verschlagen? Ist dein Computer kaputt?«

»Ich habe mich verlaufen.« grinste jener.

Dominik lachte herzhaft. Das war ein kleiner, freundschaftlicher Scherz zwischen den beiden. Er beruhte auf der Tatsache, dass sich Carsten fast nie in einer Pausenzone blicken ließ, da er – wie könnte es anders sein – viel zu viel zu tun hatte.

Dominik und Carsten kannten sich schon lange. Sehr lange sogar. Sie waren in demselben kleinen Kaff im Rheinland aufgewachsen, hatten dieselbe Schule besucht und sogar eine Zeit lang an derselben Universität studiert. Dann aber hatte sich Carsten auf Netzwerktechnologien spezialisiert und Dominik auf kryptographische Systeme – also auf Anwendungen, die Daten

ver- und entschlüsselten –, und ihre Wege hatten sich für einige Jahre getrennt.

Vor zwei Jahren schließlich hatten sie sich in Paris wiedergetroffen, ganz zufällig. Dominik hatte mit seiner Frau einen Kurzurlaub in der französischen Hauptstadt verbracht, Carsten war geschäftlich dort gewesen. Und sogleich waren sie sich in die Arme gefallen, hatten gelacht und Hände geschüttelt, über alte Zeiten geplaudert und die neuesten Neuigkeiten ausgetauscht. Dominik, der mittlerweile eine höchst lukrative und herausfordernde Stelle in einem Hamburger Unternehmen angenommen hatte, hatte keine Zeit verloren, Carsten seinen Arbeitgeber schmackhaft zu machen. Und Carsten hatte keine Zeit verloren, sich dort zu bewerben. Und die Firma hatte keine Zeit verloren, sich diesen hochtalentierten jungen Netzwerkspezialisten an Bord zu holen.

So waren sie wieder vereint worden.

Ein Umstand, den Dominik bei seinem Freund immer sofort bemerkte, war dieser halb verklärte, halb geistesabwesende Blick, mit dem er gelegentlich bei ihm auftauchte, um ihm von einer neuen, einer ganz tollen Idee zu erzählen, die ihm gerade durch den Kopf geisterte. Wann immer das geschah – so wie beispielsweise in diesem Augenblick – ging Carsten als erstes zu Dominik, berichtete ihm von seinen Vorstellungen und wollte dessen Meinung dazu hören. Außerdem brauchte er jemanden, der ihm half, seine Ideen in eine Präsentation für ihren Chef Holger Remberger umzuwandeln, denn so etwas beherrschte Carsten leider überhaupt nicht.

»Ich bin kein Verkaufsmensch.« hatte er ihn des Öfteren sagen hören. »Ich bin ein *Think Tank*, ein Ideenlieferant. Etwas an den Mann zu bringen, ist nicht mein Ding.«

Natürlich half ihm Dominik gerne dabei. Er hörte sich seine Vorschläge geduldig an, gab ihm Tipps, verbesserte ihn, wenn er zu weitschweifig wurde oder sich in technischen Spitzfindigkeiten verlor, und arbeitete mit ihm die Präsentationsfolien aus. In neun von zehn Fällen hatten diese Mühen auch zum ersehnten Erfolg geführt.

Also lächelte Dominik auch dieses Mal wieder und fragte: »Hier oder woanders?« Und er wusste, dass die Antwort lauten würde: »Nicht hier. Lass uns unter vier Augen reden.«

»Okay.« erwiderte er. »Kein Problem.« Er wandte sich kurz zu seinen Zuhörern, entschuldigte sich und versprach, die Geschichte bei nächster Gelegenheit zu Ende zu erzählen.

Ein paar Sekunden später verließen Carsten und Dominik die Pausenzone und begaben sich durch einen weißgetünchten Korridor in den Westflügel des Gebäudes. Dort befanden sich die Konferenzräume und Planungsbüros. Einer der ersten – ein kleiner, fensterreicher Raum mit Blick auf eine rot gemauerte Hauswand – war unbesetzt, also traten sie ein.

Dominik nahm in einem der Auditorensessel Platz, von denen sieben in dem Zimmerchen standen, fein säuberlich um einen ovalen Konferenztisch angeordnet. Carsten hingegen blieb am Kopfende des Tisches stehen.

»Also, mein Lieber.« sagte Dominik und nahm einen tiefen Schluck Kaffee. »Dann schieß mal los. Was liegt dir auf dem Herzen?«

»Mir ist eine Idee gekommen.«

»Dachte ich mir fast. Und? Worum geht's?«

»Nun, also, um genau zu sein, um *Gobindas*.«

Dominik zog die Stirn in Falten und dachte einen Augenblick lang nach. »Nie gehört.« sagte er. »Was soll das sein?«

»Der Name sagt dir nichts?«

»Nicht wirklich. Zumindest kann ich nichts damit anfangen.«

»Okay, dann hör zu: Vor etwas mehr als einem Jahr hat die Firma eine Spionagesoftware entwickelt, die sich *Gobindas* nennt. Das steht für ›*Globale Observation von Internet-Datenströmen*‹. Der Auftrag war direkt vom Bundesnachrichtendienst gekommen. Ziel und Zweck war es, die über das Internet versandten Datenpakete nach verdächtigen, kriminellen oder terroristischen Inhalten zu durchsuchen; Pläne für Anschläge, Geldschiebereien, Drogengeschäfte, aber auch kinderpornographische Materialien und Betrugsdelikte. Sobald etwas von dieser Kategorie registriert werden würde, sollte es an das Bundeskriminalamt, an die



Drogenfahndung, an den Verfassungsschutz, oder eben an den BND weitergeleitet werden.«

»Ach ja, doch, jetzt erinnere ich mich.« erwiderte Dominik.  
»Ich habe mal Gerüchte darüber gehört, dass so etwas in Planung sein soll. Wurde das denn tatsächlich realisiert?«

Carsten nickte. »Vor zwölf Monaten war der Startschuss.«

»Und das bisherige Ergebnis?«

»Statistiken habe ich keine, aber mir ist zu Ohren gekommen, dass mittlerweile wohl jeder der großen Internetanbieter in Deutschland damit ausgerüstet ist und auch viele der kleinen. Hinzu kommt noch, dass praktisch alle Länder der EU, mit Ausnahme nur von Luxemburg und Zypern, bei *Gobindas* mitmachen, der Wirkungsbereich der Software erstreckt sich also über knapp neunzig Prozent der europäischen Internet-Infrastruktur.«

»Schau mal einer an.« erwiderte Dominik und piff beeindruckt durch die Zähne. »Da bin ich jetzt aber platt.«

Das war er wirklich! Sogar in höchstem Maße. Wobei das nicht etwa daher rührte, dass er von den Spionageprojekten seiner Firma nichts gewusst hätte. Ganz im Gegenteil, es war ein offenes Geheimnis, dass der wesentliche Teil des Unternehmensgeschäftes in der Belieferung der deutschen und manchmal auch einiger weniger privilegierter ausländischer Nachrichtendienste bestand. Nach außen hin gab man sich als ehrbarer Produzent kostengünstiger Netzwerkkomponenten, doch war das nicht mehr als Tarnung, ein Scheingeschäft, um von der Wahrheit abzulenken. Nein, was Dominik wirklich verblüffte, war die Tatsache, dass ein Vorhaben dieser Größe tatsächlich realisiert worden war. Eine Spionagesoftware, die beinahe vier Fünftel des europaweiten Internetdatenaufkommens überwachen konnte, das übertraf seine Vorstellungen. Ganz zu schweigen von der Tatsache, dass es sich um eine Titanenleistung gehandelt haben musste, all die vielen Internetanbieter der Welt zur Installation der Software zu überreden. Keiner von ihnen wollte riskieren, dass er eines Tages seine Kunden verliert, nur weil irgendein kleiner Angestellter Information über das Programm an

die BILD-Zeitung weitergegeben hatte. Gar nicht erst zu sprechen von dem Umstand, dass das Ausspionieren von Personendaten ohne konkreten Verdachtsmoment und richterlichen Beschluss zutiefst illegal war, auch wenn man das von politischer Seite in der Öffentlichkeit gerne anders darstellte.

»Wie haben sie das durchsetzen können?« fragte er erstaunt.  
»Die Internetanbieter müssen sich doch gewehrt haben wie Nutzen vor der Beichte.«

»Klar haben sie das. Aber die Firma hat ihnen erklärt, dass sie mit einer endlosen Folge von Bilanz- und Finanzprüfungen, Kartellrechtsverfahren und sonstigen Schikanen rechnen müssen, wenn sie nicht mitmachen.«

»Die Behörden hätten da mitgezogen?«

»Ja.«

»Und das hat allen Ernstes funktioniert?«

Carsten nickte. »Keine dieser Firmen kann sich eine Armada von Bilanzprüfern mit ihren Fragen und ihren Hausdurchsuchungen leisten, das kostet nur Zeit, und es schadet massiv dem öffentlichen Ansehen. Ganz zu schweigen davon, dass viele von ihnen *wirklich* etwas zu verbergen haben. Ich meine, wer führt heutzutage schon ehrlich und korrekt seine Bücher?«

Dominik musste lächeln, wenngleich er dabei auch das seltsame Bedürfnis verspürte, den Kopf zu schütteln.  
»Demokratische Erpressung.« murmelte er.

»So kann man sagen.« Er grinste. »Soll eine sehr effektive Waffe sein.«

»Glaube ich gern.«

»Na, wie dem auch sei, zurück zu meiner Idee. Momentan achtet *Gobindas* nur auf kriminelle Inhalte, das habe ich ja erwähnt. Ich habe mich gefragt, ob man es vielleicht auch auf Computerviren ausweiten könnte?«

Dominik blickte erstaunt auf. »Auf Viren?« wiederholte er.

»Ja, auf Viren.«

»Warum das denn?«

»Na, ganz einfach: Ist dir klar, wie hoch der wirtschaftliche Schaden ist, der jedes Jahr durch Viren, Würmer und Trojaner verursacht wird? Gigantisch! Astronomisch sogar! Hast du dir mal entsprechende Berichte angesehen? Jede Woche erscheint eine Handvoll neuer Schädlinge auf der Bildfläche, von denen einer schlimmer ist als der andere. Und woran liegt das? Im Wesentlichen daran, dass jedes Kleinkind heutzutage in der Lage ist, so etwas zu programmieren, die nötigen Informationen gibt's kostenfrei im Internet. Meine Idee wäre nun, die Filter von *Gobindas* so zu konfigurieren, dass sie auch auf Virenaktivitäten achten. Wir könnten nicht nur ein Frühwarn- und Kontrollsystem einrichten, nein, sobald ein neuer Schädling auftaucht, könnten wir ihn bis zu seinem Ursprung zurückverfolgen, also zu demjenigen, der ihn hergestellt hat. Stell dir das mal vor, Dominik! Welche Auswirkungen das hätte! Ein System, mit dem man die Entwickler neuer Viren binnen kürzester Zeit ermitteln könnte! Das wäre ein Knüller.«

»Gut, gut, mag ja sein. Aber warum sollten sich die Nachrichtendienste für so etwas interessieren? Die haben doch keinen Nutzen davon, irgendwelche computerbegeisterten Teenager zu jagen, die mal eben einen Virus in die Welt gesetzt haben.«

»Ach du liebe Zeit, Dominik!« tönte Carsten. Er streckte die Arme zur Seite wie ein mahnender Priester. »Denk doch mal nach! Natürlich haben die einen Nutzen davon! Viren greifen nicht nur private Computer und Netzwerke an, sondern auch behördliche und militärische. Das ist eine Frage der nationalen Sicherheit!«

»Denkst du, das ist ihnen bewusst?«

»Selbst wenn nicht, um den wirtschaftlichen Schaden werden sie nicht herumkommen. Die Milliarden von Euro, die jedes Jahr durch Virenattacken verpulvert werden, sind ein gewichtiges Argument. Das könnte in Zukunft sogar noch schlimmer werden. Es könnte nicht nur Firmen oder Privatpersonen treffen, sondern vielleicht auch... Banken!«

Dominik ließ seine Hand nachdenklich über sein dünner gewordenes Haar gleiten. »Wirtschaftlicher Kollaps durch

Virenattacken.« murmelte er leise. »Das ist es doch, worauf du hinaus willst, oder?«

»Ja, genau.«

»Nichts für ungut, Carsten, aber ich glaube, diese Idee ist ziemlich bescheuert. Ganz im Ernst! Wir haben alle schon mal darüber gefachsimpelt, wie die globale Wirtschaft durch gezielte Virenattacken in den Ruin getrieben werden könnte, aber das ist nichts weiter als Stammtischgeschwätz, und das weißt du! Niemand könnte eine Attacke so weitreichend und wirkungsvoll ansetzen, dass er damit die Stabilität eines Landes bedrohen würde. Es geht einfach nicht! Und was die Milliardenverluste angeht, die du erwähnt hast: Du weißt genau so gut wie ich, dass sie durch Angriffe auf Firmen entstehen, die einfach zu blöde oder zu nachlässig sind, um sich mit der nötigen Sicherheitstechnik auszurüsten. Das ist beinahe so, als würde ich einen Ferrari unverschlossen in Berlin-Kreuzberg stehen lassen und mich anschließend wundern, wenn er geklaut wird. Es ist dämlich! Von daher zählt das Argument nicht.«

»Okay, mag sein. Aber was, wenn es mal eine *große* blöde Firma trifft? Wenn nicht nur ein oder zwei Milliarden Euro Schaden entstehen, sondern vielleicht zwanzig? Was, wenn mal eine Firma wegen so was Konkurs anmelden muss, an der ein paar Tausend Arbeitsplätze hängen? Das sind Dinge, die sehr wohl passieren können.«

»Mathematisch betrachtet kann vieles passieren, Carsten. Mathematisch betrachtet könnte mir sogar ein zweiter Kopf wachsen, aber das sagt nichts darüber aus, ob es am Ende auch wirklich passiert.«

»Okay, gut, dann pass auf.« Carsten begann nervös von einem Bein auf das andere zu treten und die Hände zu einer Geste zu erheben, die seiner nun folgenden Bitte etwas mehr Nachdruck verleihen sollte. »Wie wäre es damit? Du hilfst mir einen entsprechenden Vorschlag für Remberger auszuarbeiten, und ich revanchiere mich damit, dass ich dich aus der Sache raushalte. Wenn sich das Ganze als Flop herausstellen sollte, dann hast du nichts zu befürchten, ich nehme es allein auf meine Kappe.«

»Ach, Carsten, darum geht's mir doch nicht –«

»Ja, ich weiß.« unterbrach er seinen Freund. »Aber trotzdem schlage ich es dir vor. Ich habe ein gutes Gefühl bei dieser Idee, weißt du, und ich kann sie nicht einfach *ad acta* legen. Lass es mich wenigstens versuchen! Vielleicht sagt Remberger auch nein, dann hat sich das Thema ohnehin erledigt.«

Dominik lehnte sich zurück, verschränkte die Arme hinter dem Kopf und starrte zur Decke. »Naja.« brummte er leise. »Wenn du unbedingt willst. Wobei... was mich noch interessieren würde: Wie willst du vollkommen neue Viren erkennen?«

»Auf dieselbe Weise, wie es Antivirenprogramme heutzutage tun: *heuristische Verfahren*! Wir suchen nach Befehlsmustern in Programmen, die auf einen Virus hinweisen könnten. Das ist zwar keine hundertprozentig sichere Methode, aber mit ein bisschen menschlicher Nacharbeit könnten die Erfolge trotzdem beachtlich sein.«

»Hm.« Ein paar Sekunden lang herrschte Schweigen zwischen den beiden. Dominik versuchte abzuwägen, ob er seinem Freund den Gefallen tun sollte oder ob es vernünftiger wäre, ihm diese Idee wieder auszureden. Für Letzteres fand er jedoch relativ wenige Argumente. Wenn Carsten es unbedingt probieren wollte, warum nicht?

»Also gut.« bemerkte er schließlich. »Ich helfe dir. Aber vergiss nicht, dass du einiges an Arbeit reinstecken musst. Du brauchst ein Team von *Gobindas*-Experten, eine detaillierte Beschreibung der Funktionsweise von Virensclannern, und natürlich die Genehmigung von Remberger.«

»Dann«, sagte Carsten strahlend, »lass uns an die Arbeit gehen!«

## Kapitel 6

Am nächsten Morgen saß Markus an einem Computer im Rechnerraum der Berufsakademie und vertrieb sich die Pausenzeit zwischen zwei Vorlesungen damit, im Internet zu surfen und die neuesten Nachrichten aus aller Welt zu durchstöbern. Das tat er immer wieder gerne. Er war kein Raucher und damit auch kein fleißiger Pausenhofgänger, die Kantine im Erdgeschoß der Berufsakademie war eine Zumutung, und es gab auch sonst nichts mehr, womit man sich die Zeit hätte vertreiben können, daher blieb sozusagen als einzige Alternative der Computerraum mit seinem kostenfreien Hochgeschwindigkeits-Internetzugang.

Die ersten zehn Minuten überflog er die Anzeigen und Meldungen nur flüchtig und las sich – wenn überhaupt – gerade mal in die ersten ein bis zwei Absätze der Texte durch. Es war nicht wirklich viel Interessantes passiert, musste er feststellen.

Erst dann bemerkte er eine Nachricht, die seine Aufmerksamkeit fesselte.

Die altherwürdige *Kujau & Wendenberg Investment AG* mit Sitz in Frankfurt, so stand es dort, hatte gestern überraschend und völlig unerwartet einen Insolvenzantrag gestellt. Damit waren die Arbeitsplätze von mehr als vierhundert Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern bedroht, und auf die Anleger und Kunden kamen voraussichtliche Verluste in Höhe von knapp 1,5 Milliarden Euro zu. Massive Protestkundgebungen waren die Folge, in denen die Belegschaft eine genaue rechtliche Prüfung des Vorfalls forderte.

»Wie kann es sein«, wurde ein Mitarbeiter von Kujau & Wendenberg zitiert, »dass wir von finanziellen Problemen der Firma nie etwas erfahren haben? Uns hat man immer versichert, dass alles in bester Ordnung sei.«

In der Tat hatte das Unternehmen durchgehend positive Bilanzen und schwarze Zahlen vorweisen können. Der für diesen Fall zuständige Staatsanwalt, Herrmann Köhler, kündigte ein umfassendes Untersuchungsverfahren an, in dem geprüft werden sollte, ob der Tatbestand der Bilanzfälschung, der

Insolvenzverschleppung und der Veruntreuung von Geldern Seitens der Firmenleitung vorliege.

Obwohl Markus noch nie von dieser Firma gehört oder je mit ihr zu tun gehabt hatte, durchzog ihn nach der Lektüre des Artikels schlagartig ein Geistesblitz, und seine Augen blieben wie gebannt auf dem letzten Paragraphen hängen. Dort stand die Nummer einer Telefonhotline, bei der sich die Kunden von Kujau & Wendenberg melden und über Beratungsmöglichkeiten erkundigen konnten. Die Nummer selbst kam ihm nicht bekannt vor, sehr wohl aber die Vorwahl!

Er starrte sie überrascht an. Es war exakt dieselbe wie die des mysteriösen Anrufers von heute Morgen! Der Anruf war also aus Frankfurt gekommen! Er zückte sicherheitshalber sein Handy und sah nach. *Ja!* dachte er. *Das passt!* Es war tatsächlich dieselbe Vorwahl!

Gleich darauf kam ihm noch ein weiterer Gedanke: das Internet!

Suchmaschinen!

Er könnte doch seine geheimnisvolle Telefonnummer in eine Suchmaschine wie *Google* eingeben und schauen, ob sie irgendwo, auf irgendeiner Internetseite dieser Welt, vorkam. Vielleicht hatte er ja Glück und er würde zumindest mal einen Hinweis darauf finden, zu wem sie gehörte. Einen Versuch war es auf jeden Fall wert.

Er lehnte sich vor und ließ seine Finger hastig über die Tastatur fliegen. Ein paar Sekunden später stand die Nummer in dem entsprechenden Feld und er klickte das Feld ›*Suche starten*‹ an.

Nun wurde es spannend!

Gebannt starrte er auf den Bildschirm und beobachtete wie das kleine, sich drehende Globussymbol in der rechten oberen Ecke die Bearbeitung seiner Anfrage signalisierte. Eine Sekunde verstrich. Dann noch eine. Und eine dritte.

Nichts geschah.

*Nun mach schon!* keifte er stumm. Die Datenleitungen schienen heute ziemlich ausgelastet zu sein, was wohl daran lag,

dass während den Vorlesungspausen sehr viele Studenten gleichzeitig im Internet surfen.

Vier Sekunden vergingen, fünf, sechs. Immer noch war der Bildschirm leer.

Er wurde zunehmend nervöser. Seine Hände waren kalt und feucht geworden, und er spürte, wie er die Bauchmuskeln anspannte.

Sieben, acht, neun...

Und in diesem Moment geschah es! Mit einem kurzen Flackern präsentierte die Suchmaschine ihr Ergebnis. Es bestand nur aus einem einzigen Eintrag, doch der reichte völlig aus.

Die Nummer gehörte zu einer Firma namens *Innovative Software Solutions AG!*



## Kapitel 7

Die Innovative Software Solutions AG hatte ihren Hauptsitz in Frankfurt am Main, dem Finanzmekka im Hessischen Bundesland. Gegründet worden war sie ursprünglich in den USA, von den Gebrüdern Harold und Walther Siefen um das Jahr 1978 herum. In dieser Zeit war das erste zarte Pflänzchen des späteren Heimcomputerbereiches aus dem Boden der wirtschaftlichen Erde gesproßt und hatte mit dem legendären ALTAIR-Computer, dem Apple 1 und 2 sowie dem PET phänomenale Erfolge gefeiert. Für Unternehmen der Branche hatte sich zum ersten Mal in der Geschichte die Möglichkeit abzuzeichnen begonnen, mit privaten Computeranwendern Geld verdienen zu können und nicht mehr nur mit Großkonzernen. Konkret bezog sich das auf Software. Und noch konkreter auf Anwendersoftware, die die Bedürfnisse der Heimcomputerbesitzer befriedigen sollte. Die zwei Brüder erkannten das und schickten sich an, auf die Nachfrage ein Angebot zu liefern.

Doch – so berichtete die Innovative-Seite weiter – wie bei vielen bahnbrechenden Ideen der Vergangenheit war auch das Vorhaben der Siefens einfach zu neuartig und revolutionär gewesen, um den jungen Markt für sich erobern zu können. Die Zeit war noch nicht reif gewesen, um Anwendersoftware in großen und damit profitablen Mengen absetzen zu können, denn letztlich war noch nicht klar gewesen, welches der vielen völlig unterschiedlichen Computersysteme sich am Ende durchsetzen würde. Die Firma geriet in finanzielle Schwierigkeiten, wurde irgendwann aufgelöst und einige Monate später – warum auch immer – im damaligen Westdeutschland neu aufgezogen. Der Name war derselbe geblieben, nur die Geschäftsidee hatte sich geändert: Nicht mehr der Heimcomputerbereich lag im Zentrum des Interesses, sondern wieder die Großrechnerlandschaften in Unternehmen. Man begann kaufmännische Software zu entwickeln, Planungs- und Prognoseanwendungen für die Automobilindustrie, und Verarbeitungsroutinen für Finanzinstitute. Und man hatte Erfolg! Beträchtlichen Erfolg sogar. Binnen eines

Jahres konnte die Innovative Software Solutions AG einen Gewinn vor Steuern von 22,9 Millionen D-Mark vorweisen.

Etwas später dann, als der IBM-Computer, der Apple Macintosh und der Commodore Amiga Ende der Achtzigerjahre den Sieg des Heimcomputerbereiches endgültig einläuteten, führte Innovative einen weiteren radikalen Umschwung durch. ›*Back to the roots*‹ schien das Motto gelautet zu haben, zurück zu den Wurzeln also, denn die Firma verließ den nähenden Busen des Großrechnermarktes und kehrte dorthin zurück, von wo sie ursprünglich gekommen war: zum Heimcomputerbereich!

Diesmal wurden ihre Mühen belohnt. Das Geschäft blühte auf, die Softwareprodukte verkauften sich zu Millionen, und die Kassen klingelten.

Anfang der Neunziger Jahre folgte der dritte und letzte Schritt in der bewegten Firmengeschichte. Die Brüder erkannten die Bedeutung und die Möglichkeiten des Internets und weiteten ihre Geschäftstätigkeiten darauf aus. Damit waren sie um einiges schneller und cleverer gewesen als der Softwareriese Microsoft, der bis 1995 die Zeichen der Internetzeit völlig verschlafen hatte.

Auch dieses Konzept ging auf. Die Umsätze des Unternehmens stiegen, die Anzahl der Mitarbeiter auch, und binnen fünf kurzer Jahre hatte sich Innovative zu einem geachteten, finanzstarken Boliden entwickelt, das Tochterfirmen in den USA, in Großbritannien, Frankreich, Österreich und Japan unterhielt.

Selbst die folgenden Jahre, die von wirtschaftlichen Krisen und dem Abflauen des Internet-Hypes geprägt waren, taten dem Erfolg der Brüder keinen Abbruch. Sie standen fest auf dem Boden der Computerwelt, unverrückbar und finanziell stark, als seien alle Entwicklungen um sie herum keine ernsthafte Bedrohung für sie. Aus diesem Grund hatten sich manche Wirtschaftsexperten dazu hinreißen lassen, der Innovative Software Solutions AG den Spitznamen ›*Koloss von Frankfurt*‹ zu geben, in Anlehnung an das griechische Vorbild auf Rhodos.

An dieser Stelle war der Text zu Ende.

*So weit, so gut*, dachte sich Markus. Nun wusste er, mit wem er es zu tun hatte, oder eher, von wo aus der Anruf gekommen war. Aber ergab das einen Sinn? Eine Softwarefirma? Ein Hilferuf aus einer Softwarefirma? Und dann auch noch – laut Internetseite – von einem Nebenanschluss, unter der der geneigte Anrufer eigentlich mit einer Frau Martinez aus dem Servicecenter verbunden werden sollte, die ihm bei Problemen mit Firmenprodukten weiterhelfen konnte? Das war alles sehr seltsam, fand er. Ganz besonders im Hinblick darauf, dass der Anschluss ja offenbar nicht mehr existierte.

*Könnte ich vielleicht auf eine andere Weise mit Innovative Kontakt aufnehmen?* fragte er sich.

Er beugte sich vor und nahm die Maus zur Hand. Ein kleines Feld am linken unteren Rand der Innovative-Seite trug die Aufschrift ›Kontakt‹, und Markus wählte es an. Eine neue Seite erschien.

Zu seinem großen Erstaunen war dort nirgendwo eine alternative Telefonnummer oder eine E-Mail-Adresse verzeichnet. Lediglich ein Eingabefeld lud dazu ein, eine Nachricht für Innovative einzugeben und diese per ›Senden‹-Schaltfläche direkt an das Unternehmen zu übertragen.

*Na toll*, grummelte Markus. Das war nicht ganz das, was er sich erhofft hatte, aber einen Versuch war es wert. Er tippte hastig ein paar Sätze ein, in denen er den Anruf beschrieb und angab, dass man ihn unter seiner privaten E-Mail-Adresse erreichen könne. Dann betonte er noch, dass es sich nicht um einen Scherz handelte und er dringend darum bitten würde, sich mit ihm in Verbindung zu setzen.

Als er fertig war, betätigte er das ›Senden‹-Feld. Und wurde augenblicklich enttäuscht! Eine Nachricht in dicken, schwarzen Lettern verkündete ihm, dass das Senden aufgrund eines Systemfehlers leider nicht durchgeführt werden konnte.

Er versuchte es noch einmal. Wieder vergeblich!

›Okay, also keine Online-Nachricht.« murmelte er frustriert.

Gab es vielleicht noch eine andere Telefonnummer, unter der er anrufen könnte? Irgendwo? Irgendeine? Und sei es auch nur der Hausmeister oder der Pförtner?

Fünf Minuten später kannte er die Antwort, sie lautete schlicht: Nein! Die gesamte Internetseite enthielt keine einzige Kontaktinformation, wirklich gar nichts, das über das zuvor ausprobierte Eingabeformular hinausgegangen wäre.

»Herrgott noch mal, das darf doch nicht wahr sein!« entfuhr es ihm lauthals. Er schmetterte die Maus auf den Tisch und warf sich in dem Stuhl zurück. Ein paar der anderen Studenten im Raum drehten sich irritiert zu ihm um, doch er beachtete sie nicht. »Es muss doch irgendwo eine Telefonnummer von dieser Scheißfirma geben.«

Trotz aller Flüche blieb die Suche vergebens. Markus musste der Tatsache ins Auge sehen, dass es außer der einen Nummer, *seiner* Nummer, keine andere gab. Keine E-Mail-Adresse, keine Faxverbindung, keine Verweise zu anderen Internetseiten, nichts.

Nur eine Adresse stand da: Kohlbergstraße 121-129, Frankfurt am Main.

Markus dachte sich, dass es offenbar nur eine einzige Möglichkeit gab, der Lösung dieses Mysteriums einen kleinen Schritt näher zu kommen.

Er musste nach Frankfurt!

## Kapitel 8

Jetzt kam es darauf an. Jetzt ging es um Gewinnen oder Verlieren. In den nächsten zwanzig Minuten würde sich entscheiden, ob er mit seiner Idee Erfolg haben würde oder nicht. Es war ein prickelnder Moment.

Bedächtig ließ Carsten seinen Blick über die wartenden Gesichter entlang des ovalen Konferenztisches schweifen. Acht waren es an der Zahl. Jeder von ihnen war mit einem Laptop, einem Block und ein paar Stiften bewaffnet und harrete mit scharfem Blick der Dinge, die auf ihn zukommen würden.

Vier davon kannte Carsten nicht, er hatte sie noch nie gesehen. Er vermutete, dass sie wahrscheinlich vom BND waren oder vom Militärischen Abschirmdienst, auf jeden Fall aber von irgendeiner Behörde des Deutschen Staates, bei der keine Namen genannt und keine Visitenkarten getauscht wurden. Solche Leute geisterten immer wieder mal durch die Gänge der Firma, und sie hoben sich schon allein deshalb von der Masse des Fußvolkes ab, da sie Anzüge trugen, die wohl mehr gekostet haben mussten als ein Mittelklassefahrzeug. Phantastische Ware aus edlem Zwirn und mit perfektem Schnitt.

Die nächsten drei in der Runde waren Andreij Milič und Thomas Stockach, zwei Netzwerkexperten aus dem Bereich Internetüberwachung, und Karl-Heinz Briest, der Leiter der Entwicklungsabteilung, der seinerzeit maßgeblich an *Gobindas* beteiligt gewesen war. Als Letztes folgte noch sein Chef, Holger Remberger, die wohl schrillste Figur des Oktetts. Remberger war ein Mann Ende vierzig, mit buschigem, von einzelnen grauen Strähnen durchzogenem Haar und einem gleichermaßen väterlichen wie streng professionellen Gesichtsausdruck. Er trug wie immer sein Lieblings-Outfit: eine kohlschwarze Lederhose mit farblich abgestimmtem Gürtel und einer Messingschnalle, dazu ein tiefblaues Jeans-T-Shirt, ein orange-weiß gestreiftes Halstuch und einen kleinen, fast unsichtbaren Ohrstecker. Auf seiner Nase ruhte, von Altersfalten eingerahmt, eine hauchfeine ovale Designerbrille.

Die meisten Menschen, die Remberger das erste Mal begegneten, ließen sich nur allzu leicht zu der Vermutung hinreißen, er sei ein verkappter Bordellbesitzer oder einer dieser Möchtegern-*Easy-Rider*-Typen, die tief in einer beruflichen oder privaten Midlife-Crisis steckten und sich deshalb eine Harley gekauft hatten, um nun so zu tun, als seien sie coole Rocker. Auch Carsten war anfangs diesem Irrtum erlegen. Doch nichts davon entsprach den Tatsachen. Im Gegenteil, Holger Remberger gehörte zweifelsohne zu den genialsten Menschen, denen Carsten je begegnet war. Vor etwas mehr als fünfzehn Jahren war er der Firma beigetreten – nach einer steilen Karriere bei der DEBIS, bei Hewlett Packard und Sony –, und er hatte sich in der folgenden Zeit als brillanter Stratege, als Meister seines Fachs und als innovativer Denker hervorgetan. Wann immer ein Mitarbeiter eine Idee hatte, konnte er sich sicher sein, dass Remberger ein offenes Ohr für ihn hatte. Er hörte sich den Vorschlag an, betrachtete ihn aus allen nur denkbaren Perspektiven, stellte Fragen, machte Verbesserungsvorschläge und traf am Ende eine Entscheidung darüber, ob das Vorhaben umsetzbar war oder nicht. »Gottes Schiedsspruch« nannten das die Mitarbeiter scherzhaft und ehrfurchtsvoll.

Genau das stand Carsten jetzt bevor: Gottes Schiedsspruch! Er hätte lügen müssen, würde er behaupten, nicht nervös zu sein. Doch er versuchte es sich nicht anmerken zu lassen und so professionell wie möglich aufzutreten.

Langsam beugte er sich über seinen Laptop und lud die Präsentationsfolien, die er am Abend zuvor mit Dominik ausgearbeitet hatte. Sie hatten bis tief in die Nacht hinein getüftelt, und es hatte sich wieder einmal herausgestellt, dass an Dominik ein Marketingexperte verloren gegangen war. Die Präsentation war schlicht aber aussagekräftig, unaufdringlich aber mit dem Potential, die Zuhörerschaft zu fesseln und zu begeistern.

»Meine Herren, ich danke Ihnen, dass Sie sich die Zeit genommen haben, um dem Vorschlag beizuwohnen, den ich für Sie vorbereitet habe.« begann er schließlich. »Ich hoffe, dass ich im Folgenden Ihr Interesse gewinnen kann, denn es ist meine feste

Überzeugung, dass sich hier Möglichkeiten und Potentiale verbergen, die der Firma einen beträchtlichen Nutzen bringen könnten. Aber dies zu beurteilen obliegt natürlich Ihnen.

Sollten Sie übrigens Fragen während der Präsentation haben, dann, bitte, fragen Sie! Zu jedem beliebigen Zeitpunkt.«

Die Beteiligten nickten sachlich.

»Okay, fangen wir an. Wie Sie sicherlich wissen, hat die Computerbranche in den letzten Jahren eine Entwicklung durchgemacht, die mittlerweile zu den größten Bedrohungen der Gegenwart zählt. Die Rede ist von Viren. Oder anders gesagt, die Rede ist von Schadens- und Spionageprogrammen, die Computersysteme angreifen. Manche von ihnen sind harmlos und tun nichts weiter als sich weiterzuverbreiten oder den Anwender eines Systems mit irgendwelchen Botschaften zu belästigen, andere wiederum sind gefährlich, sehr gefährlich sogar. Sie vernichten Daten, spionieren Passwörter aus oder geben fremden Personen die Möglichkeit, unerlaubt auf Computer zuzugreifen. Der dadurch verursachte Schaden geht in die Milliarden. Und mit jedem Jahr nimmt die Anzahl solcher Programme zu. Je nachdem welche Zählweise man verwendet, existieren bis zum heutigen Tage zwischen 50.000 und 80.000 verschiedene Viren. Tendenz steigend!

Was können die Konsequenzen sein? Nehmen Sie den Online-Versandhändler *Amazon*. Zum Jahrtausendwechsel war *Amazon* Ziel eines groß angelegten Angriffes gegen seine zentralen Verwaltungs- und Handelsabwicklungsrechner, was dazu geführt hat, dass der gesamte Onlineverkauf für zwei Stunden komplett lahm gelegt war. Die Verluste, die die Firma dadurch erlitten hat, werden auf ein bis zwei Milliarden Euro geschätzt und hätten *Amazon* beinahe in den Konkurs getrieben. Gesteuert und ausgeführt wurde dieser Angriff von Viren, die auf den Computern ahnungsloser Anwender geschlummert haben und per Internet ferngesteuert wurden.

Dieses Beispiel zeigt sehr deutlich, mit was für einem kriminellen Potential wir es hier zu tun haben, welche erschreckenden Auswirkungen ein Computervirus haben kann. Es

wird allerhöchste Zeit, dagegen vorzugehen. Andernfalls steuern wir auf eine Zukunft zu, in der Kleinkinder die Fundamente von Großunternehmen erschüttern können, in der die Wirtschaft eines Landes auf Gedeih und Verderb den Launen von computerbegeisterten Freaks ausgeliefert ist. Und – natürlich – in der ausländische Regierungen und dunkle Mächte keine Agenten mehr brauchen, um wichtige Informationen auszuspionieren, sondern nur noch ein paar hundert Zeilen Code.

Dieser Gefahr müssen wir begegnen. Auf diese Gefahr müssen wir reagieren. Viel zu lange ist die Problematik der Computerviren von der Regierung stiefmütterlich behandelt worden, doch die Zeit ist jetzt gekommen, zu der wir sowohl zukunftsweisende als auch effiziente Konzepte benötigen, um diesem Problem gegenüber Herr zu werden. Im Folgenden möchte ich Ihnen ein eben solches Konzept vorstellen.«

Mit diesen Worten wechselte er zur ersten Folie seiner Präsentation. Sie trug die Überschrift ›*Damals und heute*‹ und zeigte zwei miteinander verbundene Telefone einerseits, und zwei ebenso verbundene Computer andererseits.

»Möchte ich mit jemandem telefonieren«, resümierte Carsten, »so gebe ich seine Nummer in mein Telefon ein. Diese wird an die Telefongesellschaft weitergeleitet, die wiederum die Verbindung mit dem gewünschten Teilnehmer herstellt. Sehr ähnlich funktioniert auch das Internet. Ein Anwender wählt sich bei seinem Internetanbieter, dem *Provider*, ein, identifiziert sich dort mit Benutzernamen und Passwort und wickelt anschließend alle Transaktionen und Datenübertragungen über ihn ab. Möchte er beispielsweise eine Internetseite aufrufen, so teilt er dem Provider die betreffende Zugriffsadresse mit, worauf dieser die Seite holt und an den Antragssteller zurückliefert.

So, und genau hier liegt der Ansatzpunkt meiner Idee! Wie Sie alle wissen, haben wir seit geraumer Zeit eine Software im Einsatz, die die Datenströme der Internetprovider abfängt, filtert und nach verdächtigen oder kriminellen Inhalten absucht. Das Programm nennt sich *Gobindas*.«



Wissendes Nicken der Zuhörerschaft. Karl-Heinz Briest konnte sich ein stolzes Grinsen nicht verkneifen.

»*Gobindas* basiert, obwohl es komplexe Aufgaben zu bewältigen hat, auf sehr simplen und trivialen Technologien.«

Er wechselte zu Folie 2. Am oberen Rand befanden sich mehrere blaue Quadrate, die durchnummeriert waren und in scheinbar willkürlicher Reihenfolge auf ein größeres, orangefarbenes Feld zustrebten. Unter ihnen breitete sich ein Spinnennetz feiner, schwarzer Linien aus.

»Wird eine Datenmenge über das Internet übertragen, so wird sie zunächst in kleine Datenpakete – sogenannte *Packets* – zerlegt. Diese *Packets* werden auf die Reise geschickt und schlagen dabei beliebige Routen ein, je nachdem, welche Übertragungsleitungen des Internets gerade frei sind und welche die besten Übertragungsleistungen erbringen können. Dieses Verfahren nennt man *Routing*. Am besten kann man es mit dem Transport von Fertighaus-Bauteilen vergleichen: alle Teile werden auf unterschiedliche Lastwagen verladen, und jeder nimmt die aus seiner Sicht optimale Route, um sein Ziel zu erreichen. Am Ende treffen sich alle auf derselben Baustelle wieder, auch wenn sie gegebenenfalls völlig unterschiedliche Strecken gefahren sind.«

Wechsel zu Folie 3. Die blauen Kästchen lagen sortiert und von links nach rechts aufgereiht da, während sie von einer Sherlock-Holmes-Comicfigur mit einer überdimensionalen Lupe begutachtet wurden.

»Auf dem Zielrechner des Anwenders werden die Pakete wieder in die richtige Reihenfolge gebracht und zusammengefügt, und der Benutzer erhält die Daten, die er haben wollte. *Gobindas* tut etwas sehr ähnliches. Noch bevor sie am Zielort angekommen sind, fängt er die Datenpakete bei den jeweiligen Providern ab, stellt sie in der richtigen Reihenfolge zusammen und prüft ihren Inhalt. Das funktioniert bei unverschlüsselten Daten ebenso wie bei verschlüsselten. Und sollte das Programm auf *Suspicious Content*, also auf verdächtigen Inhalt stoßen, dann werden umgehend die davon betroffenen Behörden informiert.

Gehen wir noch ein bisschen mehr ins Detail. Bei Textnachrichten beispielsweise geschieht die Prüfung auf der Basis von Stichwörtern, gepaart mit einer Kontextanalyse. *Gobindas* verwaltet intern eine Liste von mehr als 237.000 verdächtigen Wörtern in achtundzwanzig Sprachen, von ›A‹ wie ›Atombombe‹ bis ›Z‹ wie ›Zyanidgas‹. Auch Namen wie Saddam Hussein oder Osama Bin Laden, und Länderbezeichnungen wie Irak, Cuba oder Iran finden sich darin. Die Kontexteinordnung soll schließlich dazu dienen, den Zusammenhang des Wortes in einer Nachricht zu ermitteln, also festzustellen, ob es tatsächlich eine bedrohliche Aussage darstellen soll oder harmlos ist. Bestes Beispiel: schreibt jemand davon, dass bei ihm gerade ein *Bombenwetter* herrscht, dann kommt zwar das Wort *Bombe* darin vor, aber der Schreiber plant ziemlich sicher keinen terroristischen Anschlag.«

Die Anwesenden schmunzelten.

»Diese beiden Prüfungsschritte erlauben also am Ende Rückschlüsse darauf, ob es sich bei Daten tatsächlich um kriminelle Informationen handelt oder nur um etwas Harmloses, in dem nur rein zufällig ein Wort steht, welches verdächtig ist.

Bei binären Daten – also Programmen, Bilddateien oder Audioaufzeichnungen – ist das schon ein bisschen schwieriger. Hier muss eine sehr viel komplexere Analyse erfolgen, die bei Programmen beispielsweise darin besteht, dass die einzelnen Befehle innerhalb des Programmcodes auf ihre genaue Funktionsweise hin geprüft werden. Im Detail bedeutet das, dass *Gobindas* zu erraten versucht, was das Programm machen würde, wenn man es startet. Und wenn sich das auch ziemlich ungenau und spekulativ anhört, ist es doch ein Verfahren, welches erstaunlich zuverlässig ist.«

Briest grinste abermals stolz in die Runde und nickte.

»Diese beiden Filterverfahren haben in der Vergangenheit unzählige Hinweise auf Straftaten und kriminelle Aktivitäten geliefert und Schläge gegen den internationalen Terrorismus, gegen die Drogenmafia, gegen Menschenhändler, Geldschieber und Pädophilenringe ermöglicht. Nehmen Sie allein das gute

Dutzend Bombenanschläge auf deutsche Bahnhöfe und Flughäfen, die verhindert werden konnten, weil *Gobindas* entsprechendes Datenmaterial geliefert hat. Und das liegt nicht nur an den Datenanalyseverfahren, die ich eben erwähnt habe, sondern auch – maßgeblich – an einer weiteren, sehr nützlichen Funktion des Programms: dem multidimensionalen Tracing! *Gobindas* speichert von jedem verdächtigen Datenpaket ein Erkennungsmuster ab, welches es in die Lage versetzt, einmal entdecktes Material zu jedem Zeitpunkt und an jedem Ort wiederzuerkennen. Wenn beispielsweise der Empfänger der Daten diese an eine dritte oder vierte Person weiterschickt, so wird auch diese Transaktion vermerkt und mit der ersten in Relation gebracht. Auf diese Weise entsteht eine lückenlose Liste, mittels derer ein Datenpaket bis zu seinem ursprünglichsten Ausgangspunkt zurück-, beziehungsweise bis zu seinem letzten Empfänger weiterverfolgt werden kann. Die Anonymität des Internets ist damit beinahe komplett aufgehoben.«

Es folgte Folie Nummer 4. Auf dieser standen die Wörter ›*Was wäre, wenn...*‹, und gleich darunter folgten Bildausschnitte von internationalen Banken, Börsen, Flughäfen und Investmentfirmen, die sich in schneller Folge abwechselten.

»Okay.« sagte Carsten. »Lassen Sie mich ein Gedankenspiel mit Ihnen spielen. Versuchen Sie sich vorzustellen, was es für Konsequenzen hätte, wenn – na, sagen wir mal – die New Yorker Börse für einen Tag ausfallen würde. Oder das Rechenzentrum der genossenschaftlichen Banken. Oder das weltweite Finanzkommunikationsnetzwerk SWIFT. Das wäre eine Katastrophe! Wertpapiergeschäfte, die nicht oder nicht rechtzeitig abgewickelt werden könnten, Abbuchungen und Zahlungseingänge, die im Sande der Computerwelt verlaufen würden, Kreditanfragen, die nicht berücksichtigt würden. Das Ergebnis wäre ein weltweites Chaos in der Finanzwelt, das nicht nur Banken und Börsen betreffen würde, sondern auch Unternehmen, Privatpersonen und letztlich den Staat.

Dieser Tatsache sind sich die Betreiber computergestützter Zahlungs- und Finanzabwicklungssysteme natürlich bewusst, und

sie investieren jährlich zweistellige Millionenbeträge, um die Sicherheit ihrer Anlagen zu gewährleisten. Doch wie jeder Computerexperte zu sagen weiß: absolute Sicherheit gibt es nicht! Es bleibt immer ein Restrisiko, welches niemals ganz ausgeschlossen werden kann. Eine Institution kann sich noch so viel Mühe geben, ihre internetgestützten Datenverbindungen gegen äußere Angriffe zu schützen, ein Rechenzentrum kann noch so sehr darauf achten, dass niemand Unbefugtes auf ihre Daten zugreift, gänzlich ausschließen können sie es trotzdem nicht. Und eine der Sachen, die dieses Risiko massiv in die Höhe treibt, sind Computerviren!«

Folie 5. Im oberen Teil war das Elektronenmikroskop-Bild des *Ebola*-Virus zu sehen, das 1971 in Zaire entdeckt worden war und als eines der tödlichsten Viren der Welt gilt. Gleich darunter wurde eine Brücke geschlagen zwischen biologischen Viren und ihren computergestützten Äquivalenten. Drei Kästchen reihten sich nebeneinander an: Das erste war mit dem Wort ›Infektion‹ beschriftet, das zweite mit ›Vermehrung‹, und das dritte mit ›Schaden‹.

Carsten nahm einen Schluck Wasser und fuhr fort: »Warum ist das so? Warum sind Viren so gefährlich für die Computerwelt, und warum stellen sie eine so große Bedrohung dar? Ganz einfach: Sie folgen demselben Prinzip wie biologische Viren!« Er trat an die Projektionswand und deutete auf das erste Kästchen. »Wie auch Ebola, Hanta, Windpocken oder Grippe ist ein Computervirus auf die Infektion eines Wirtes ausgelegt. Es ist sozusagen ein digitaler Parasit. Aufgrund dieser Beschaffenheit kann es nur auf zwei mögliche Arten bekämpft werden: Zum einen, indem man es daran hindert, in den Wirt einzudringen, zum anderen – wenn das Eindringen schon geschehen ist – im Inneren des Wirtes. Alles andere ist unmöglich. Man kann beispielsweise kein ›Anti-Viren-Pulver‹ in den Straßen versprühen, wie man es mit Insektiziden gegen Stechmücken tut.

Dasselbe gilt auch für Computerviren. Man kann Schutzmaßnahmen ergreifen, um sie vor dem Eindringen in Computer oder Netzwerke abzuhalten, und man hat die

Möglichkeit, sie direkt auf befallenen Computern zu bekämpfen, sie mit Antivirenprogrammen zu suchen und bei Entdeckung wieder zu entfernen. Weitere Alternativen gibt es nicht.«

Er ging zum zweiten Kästchen über.

»Sobald sich ein Virus – ob biologisch oder digital – in seinem Wirt eingenistet hat, beginnt der zweite Teil seines Wesensplanes: es vermehrt sich. Bei Computerviren geschieht dies beispielsweise durch selbständiges Weiterverschicken übers Internet, durch Absuchen von Netzwerken nach weiteren Computern, oder durch gezieltes Infizieren von Dateien, in der Hoffnung, dass irgendjemand eine solche mit einem anderen Rechner austauscht und dadurch auch diesen infiziert.«

Drittes Kästchen.

»Am Ende der Kette steht schließlich die Schadensfunktion. Das biologische Virus zerstört Zellen oder lässt sie zu Killern mutieren, das Computervirus spioniert sensible Daten aus, löscht sie, legt Systeme lahm oder missbraucht sie zu kriminellen Zwecken. Der daraus resultierende Schaden kann für die Betroffenen enorm sein, ich erinnere an dieser Stelle nochmals an *Amazon*. Und das ist lediglich die Spitze des Eisberges! Viele Unternehmen vermeiden es, Virenattacken und die daraus resultierenden Schäden öffentlich bekannt zu geben, da sie einen Imageverlust befürchten oder das Abspringen wichtiger Investoren. Eine interne Studie des Bundeskriminalamtes vom April 2003 hat ergeben, dass die Dunkelziffer erfolgreich durchgeführter Virenangriffe in Deutschland bei dreißig- bis vierzigtausend liegt – also vierzigtausend Firmen, die innerhalb eines Jahres durch Viren geschädigt worden sind. Der sich daraus ergebende finanzielle Verlust wird mit viereinhalb Milliarden Euro beziffert.

Was hat das nun für gesamtwirtschaftliche Konsequenzen? Einmal abgesehen davon, dass betroffene Unternehmen mit den Folgen ausspionierter Firmengeheimnisse und zerstörter Daten leben müssen, verändert sich durch die finanziellen Verluste auch die gesamte Reaktions- und Entscheidungsfindung der Firmenleitung. Wo viele Kosten anfallen, da muss gespart werden. Und wo gespart werden muss, da sind Arbeitsplätze die Ersten, die

geopfert werden. Als Resultat haben wir weniger wirtschaftliches Wachstum und mehr Arbeitslosigkeit, gepaart mit der Tatsache, dass auch die Steuereinnahmen des Staates sinken und die Sozialausgaben steigen.

So schmerzhaft und fatal diese Folgen auch sein mögen, aber wir sind noch lange nicht am ultimativen Super-GAU angekommen, an der wirklich großen Katastrophe. Denn bisher haben sich Virenangriffe auf Privatpersonen und Unternehmen, teilweise auch auf Behörden oder staatliche Institutionen beschränkt. Was aber wäre, wenn eines Tages eine Börse zum Ziel einer Virusattacke werden würde? Oder ein bankeneigenes Rechenzentrum? Stellen Sie sich die Auswirkungen vor, die es hätte, wenn Kontodaten gelöscht, Vermögenswerte willkürlich transferiert, Kundendaten ausspioniert oder Börsenhandelsgeschäfte manipuliert würden. Das wäre katastrophal! Der Todesstoß einer jeden Landeswirtschaft, ganz besonders in so schwierigen Zeiten wie der heutigen.

Dass es sich dabei keineswegs um übertriebenen Pessimismus oder um fatalistische Paranoia handelt, zeigen uns die Geschehnisse jeden Tag von neuem. Wir leben im Zeitalter des internationalen Terrorismus. Kriege werden nicht mehr auf dem Schlachtfeld ausgefochten, mit Gewehren, Panzern und Bomben, sondern mit Anschlägen auf Bevölkerung und Staat. All die Bin Ladens und Husseins der Welt, all die Sektenführer, Endzeitgurus, religiösen Fanatiker und Wirtschaftsgegner, die Globalisierungsfeinde und politisch Verdrehten haben sowohl die nötige Motivation als auch den erforderlichen Hass, um derartige Angriffe zu versuchen. Und wenn wir nichts dagegen unternehmen, dann wird es ihnen eines Tages auch gelingen.

Was ist nun die Idee, die ich Ihnen vermitteln möchte? *Gobindas* ist bereits darauf ausgerichtet, kriminelle und terroristische Inhalte aus den weltweiten Datennetzen herauszufiltern, doch im Bereich der Computerviren hat sich nichts getan. Ich frage Sie: warum nicht? Ist diese Gefahr so klein und unbedeutend, dass sie die Intervention des Staates nicht erfordern würde?

Wir müssen den Tatsachen ins Gesicht sehen: Computergestützte Kriminalität ist das Verbrechensszenario von heute und morgen. Und aus diesem Grund ist es meine Überzeugung, dass wir *Gobindas* erweitern sollten, und zwar um eine Virensuchfunktion!«

Der größte Teil der Zuhörerschaft begegnete seiner Ankündigung gelassen und emotionslos, nur Briest riss schlagartig die Augenbrauen nach oben und betrachtete ihn mit einem Gesichtsausdruck, der irgendwo zwischen Skepsis und Verwunderung lag.

»Um eine Virensuchfunktion?« krächzte er.

»Lassen Sie mich erklären, was das für einen Sinn hat.«

»Darum würde ich bitten.«

»Durch die Überwachungs- und Rückverfolgungsmechanismen von *Gobindas* wären wir in der Lage, die weltweiten Virenaktivitäten im Internet zu protokollieren. Wir könnten Informationen darüber sammeln, welche Viren gerade besonders aktiv sind, welche Strecke sie durch das Internet nehmen, wer von ihnen angegriffen wird und – natürlich – wer sie ursprünglich in die Welt gesetzt hat.

Gerade letzteren Punkt halte ich für wichtig! Bedenken Sie einmal, welche Folgen es hätte, wenn Virenprogrammierer binnen einer kurzen Zeitfrist ermittelt und für ihr Tun zur Rechenschaft gezogen werden könnten. Nicht nur, dass auf diese Weise gefährliche Subjekte aus dem Verkehr gezogen würden, die Erfolge der Polizei hätten auch eine abschreckende Wirkung auf nachfolgende Entwickler und potentielle Virenverbreiter.

Bei Terroristen und Spionen wäre es nicht anders. Geplante Anschläge mittels der weltweiten Computerinfrastruktur wären bei weitem nicht mehr so leicht durchzuführen und bei weitem nicht mehr so ungefährlich für die Täter wie bisher. Wer einen Virus auf eine Bank, eine Börse, ein Unternehmen oder eine staatliche Behörde loslässt, der muss sich im Klaren darüber sein, dass *Big Brother* ihn dabei beobachtet. Im selben Moment, in dem er sein kleines Teufelswerk auf die Menschheit loslässt, erfahren wir davon. Und wir können entsprechende Gegenmaßnahmen

ergreifen. Die Opfer können gewarnt und die Täter dingfest gemacht werden.

So, meine Herren, und deshalb möchte ich auch darauf plädieren, dass man *Gobindas* um eine Virensuchfunktion erweitert. Der Implementierungsaufwand wäre – rein technisch betrachtet – minimal, da wir Verfahren und Prinzipien der gängigen Antivirenprogramme übernehmen könnten. Auch das Einrichten separater Kontrollmonitore für Virenattacken ist relativ unproblematisch zu realisieren. Was es noch braucht, ist ein Team aus fähigen und motivierten Mitarbeitern, die sich dieser Aufgabe stellen wollen, und – natürlich – Ihrer Genehmigung, um die ich Sie hiermit bitten möchte. Herzlichen Dank.«

Damit endete Carsten. Er klickte die Präsentationsfolien wieder weg und ließ die Projektionsleinwand per Knopfdruck nach oben fahren. Ein leises Surren erfüllte den Raum. Als die graue Fläche verschwunden war, herrschte einige Sekunden lang nachdenkliche Stille.

Die Netzwerktechniker waren noch nicht ganz überzeugt, das konnte Carsten sehen. Schweigend saßen sie auf ihren Stühlen, der eine mit der Hand am Kinn und seinen Dreitagebart kraulend, der andere mit einem Stift auf seinem Block herumkritzelnd. Ihre Reaktionen war nicht wirklich überraschend. Netzwerker und Techniker, die für die elektronischen Aspekte eines Projektes zuständig waren, neigten dazu, Softwareentwickler als ›*kleine Jungs*‹ zu betrachten, die mal eben ein paar Zeilen Code ablieferten, während sie selbst die echte, die eigentliche Fleißarbeit leisteten. Carsten hatte schon zweimal mit Milič und Stockach zu tun gehabt, daher kannte er die beiden sehr gut.

Briest hingegen schien regelrecht angesäuert zu sein. Er hatte die Hände vor sich auf dem Tisch gefaltet, blickte grummelnd nach unten und schüttelte unentwegt den Kopf. An seiner Einstellung zu Carstens Idee bestand selbst für den größten Optimisten kein Zweifel: er würde sie ablehnen. Ein Virenfilter schien ihm zu ordinär für sein geliebtes *Gobindas* zu sein.

Blieben also noch Remberger und die Anzugträger. Carsten musterte das Fünfergrüppchen und versuchte eine Ahnung davon



zu erheischen, was sie wohl von seiner Idee hielten. Remberger sah ihn interessiert an, man konnte erahnen, dass er gerade die Pros und Contras vor seinem geistigen Auge abwog. Doch gerade als er mit einer seiner berühmt-berüchtigten Detailanalysen ansetzen wollte, fiel ihm urplötzlich einer der Anzugträger ins Wort.

»Nun.« sagte jener. »Das ist eine interessante Idee, die Sie da vorgestellt haben, Herr Schmitz. Haben Sie denn schon eine Zeit- und Kostenanalyse für Ihr Vorhaben aufgestellt?«

Briest und Remberger sahen den Sprechenden gleichermaßen überrascht an.

»Äh... also... nein, noch nicht. Das wollte ich erst machen wenn ich ein Okay der Firmenleitung hätte.« Er schielte zu Remberger.

»Prima, das haben Sie hiermit!« erwiderte der Anzugträger. »In spätestens vierundzwanzig Stunden möchte ich eine Schätzung des nötigen Entwicklungsaufwands haben und eine Liste der Leute, die Sie für das Projekt benötigen. Und, meine Herren«, er sah die Anwesenden abwechselnd an, »diese Sache wird als streng geheim eingestuft! Nichts von dem, was Sie hier gehört oder gesehen haben, darf weitergegeben werden! Haben Sie mich verstanden?«

Remberger stand der Mund offen vor Überraschung. Noch nie, wirklich noch nie war diese Koryphäe, dieses Fundament der Firma, dieses Idol, bei einer Entscheidung derart rabiät übergegangen worden. Noch nie hatte jemand ein Projekt durchgewunken, ohne auf seine Expertise zurückzugreifen. Auf der Situation lag eine derart peinliche Stille, dass sich Carsten schlagartig unwohl in seiner Haut fühlte.

Und Briest? Der schien kurz davor zu sein, Gift und Galle zu spucken! Er sah den Anzugträger mit wütendem Blick an und krakeelte ein irritiertes »Wie bitte?« mit seiner kratzigen Raucherstimme. »Das ist doch wohl nicht Ihr Ernst? Diese Idee ist, um es mal –«

»Okay.« unterbrach ihn der Anzugträger harsch, klappte seinen Laptop zusammen und sah zu Carsten. »Wenn es keine weiteren Fragen mehr gibt –«

»Doch, verdammt noch mal, ich habe weitere Fragen. Ich –«

»Meine Herren, ich danke Ihnen allen.« Der Mann erhob sich.

»Herr Schmitz, wie gesagt: in vierundzwanzig Stunden möchte ich einen Entwicklungsplan sehen.«

»Bekommen Sie.« erwiderte Carsten tonlos.

Die drei anderen Anzugträger taten es ihrem Kollegen gleich, packten ihre Laptops zusammen und machten sich auf den Weg nach draußen, dicht gefolgt von Milič und Stockach. Ihnen war eine gewisse Irritation ebenfalls anzusehen, sie nahmen es aber relativ desinteressiert hin, und beim Hinausgehen plauderten sie bereits über irgendein anderes technisches Thema.

Remberger saß noch einige Sekunden sprachlos da und sah dem namenlosen Grüppchen hinterher. Dann murmelte er ein brummeliges »Machen Sie es so.« in Carstens Richtung und verschwand ebenfalls.

Nur Briest verblieb in dem Raum. Er schien vollkommen geplättet zu sein. Wie ein verschmähter Liebhaber saß er an seinem Platz, die eine Hand zur Faust geballt und das Gesicht rot vor Wut.

»Zum Teufel, wo bin ich denn hier hineingeraten?« raunte er.

Das konnte ihm Carsten auch nicht sagen, denn er war mindestens ebenso verblüfft. Mit einem befremdeten und flauen Gefühl im Magen packte er seine Sachen zusammen und verließ wortlos den Konferenzraum.

\*

Während er nachdenklich den langgezogenen, schmalen Gang vom Westflügel des Gebäudes zu seinem Büro zurücklief, fragte sich Carsten, ob er nun glücklich sein sollte oder eher nicht. Er hatte seine Idee durchbekommen, das war natürlich großartig und ein echter Erfolg. Aber irgendwie schien es ihm doch nicht so zu sein. Er hatte ein Ja für sein Projekt bekommen, aber so richtig befriedigend war es trotzdem nicht.

Ehe er seine Gedanken weiterstricken konnte, spürte er plötzlich eine Hand, die ihn am Oberarm packte. Er fuhr herum, und der Anzugträger von vorhin stand da.

»Herr Schmitz, hätten Sie kurz Zeit?«

»Ja, was gibt es denn noch?«

»Lassen Sie uns... warten Sie...« Er deutete den Gang hinunter. »Da hinten ist ein freies Zimmer. Gehen wir hinein.«

Sie zogen sich in ein kleines, leer stehendes Büro zurück, welches sich auf halbem Weg zum Hauptgebäude befand. Ein verwaister Schreibtisch mit einem leeren Regal und zwei Stühlen stand dort. Die Rollos vor dem Fenster waren zur Hälfte herabgelassen, und feine Sonnenstrahlen schimmerten durch die Ritzen hindurch.

»Ich kann mir denken, dass Sie irritiert sind wegen der Art und Weise, wie diese Entscheidung getroffen worden ist.« sagte der Namenlose. »Habe ich Recht?«

»Ja... also... irgendwie schon.« erwiderte Carsten. Er fühlte sich unsicher. Irgendwas an dieser Situation war seltsam. »Sind Sie denn überhaupt befugt, eine solche Entscheidung zu treffen?«

»Ich bin befugt, *jede* Entscheidung im Zusammenhang mit dieser Firma zu treffen, Herr Schmitz. Vergessen Sie nicht, dass alle hier für die Regierung arbeiten.«

»Das ist sicher richtig, aber was genau hat sich denn da drin abgespielt? Wie konnten Sie Remberger einfach so übergehen?«

»Ich weiß, dass Sie Herrn Remberger sehr viel Sympathie entgegenbringen, das tut wohl jeder hier in der Firma. Aber in manchen Fällen obliegt es nicht ihm, die Entscheidung zu fällen. Er ist Techniker, kein Stratege. Er wägt die Dinge rein aus dem Blickwinkel eines Softwareentwicklers ab, wir hingegen haben auch die politische Tragkraft und Bedeutung im Auge. Und hier haben wir einen Fall, in dem unsere Entscheidung seine Beurteilung überwiegt.« Er schmunzelte ein bisschen. »Ich muss zugeben, dass ich verblüfft war, als ich Ihre Ausführungen gehört habe. Sie haben ein Thema angeschnitten, das uns schon seit sehr langer Zeit beschäftigt. Doch leider –« Er verstummte für einen Moment und schien die Worte abzuwägen, die er sagen

sollte. »Doch leider war es uns nicht möglich, die Idee weiterzuverfolgen. Gerade aus diesem Grund hegen wir sehr viel Interesse daran, dass Sie Ihr Projekt umsetzen.«

»Ich werde tun was ich kann.«

»Natürlich werden Sie das. Doch da gibt es noch eine weitere Sache, die ich Ihnen unbedingt sagen muss. Und ich möchte Sie bitten, sich daran zu halten, haben Sie mich verstanden?«

Carsten nickte.

»Sie dürfen keinem Menschen gegenüber ein Wort über die Umstellung von *Gobindas* verlieren! Keinem! Wann immer Sie Informationen brauchen oder Zwischenberichte abliefern, kommen Sie zu uns, zu keinem anderen, nur zu uns! Auch wenn andere Mitarbeiter unserer... wie soll ich sagen... unserer ›Behörde‹ auf Sie zutreten, verweigern Sie jede Aussage! Wir sind die Einzigen, mit denen Sie Kontakt pflegen, verstanden?«

»Wie Sie wollen.« erwiderte Carsten abermals tonlos.

Der Mann lächelte. »Gut. Wunderbar. Dann wäre so weit alles geklärt. Ich sehe Sie also in vierundzwanzig Stunden.«

Mit diesen Worten erhob er sich, schüttelte Carsten die Hand und entschwand so schnell aus dem Raum wie er ihn betreten hatte. Und Carsten fragte sich einmal mehr, was diese merkwürdigen Geschehnisse wohl zu bedeuten hatten.

## Kapitel 9

Die Reise war für den kommenden Samstag geplant. Markus nahm zuerst den Regionalexpress 22024 von Nürtingen nach Stuttgart und von dort aus den Intercity Express 690 nach Frankfurt. Die Fahrkarten hatten ihn ein kleines Vermögen gekostet – zumindest gemessen an dem, was er als Student verdiente –, doch war es die bequemste und schnellste Art, die zweihundert Kilometer Reiseroute hinter sich zu bringen. Nein, mehr noch, es war sogar die einzige Art, denn er besaß kein Auto.

Bedächtig lehnte er sich in dem dunkelblauen Polstersessel der zweiten Klasse zurück und betrachtete, wie die Landschaft in atemberaubendem Tempo vor seinem Fenster vorüberhuschte. Bäume, Wiesen, Äcker und Häuser, Straßenzüge und Menschen zerflossen zu wirren, konturlosen Farbmustern und bunten Klecksen, als wären sie Teile eines modernen Gemäldes. Das sonore Rattern der Waggonräder wirkte beruhigend, fast einschläfernd. Nur an zwei Stellen, an denen der Zug einen Tunnel passieren musste, bremste er ab und tuckerte in gemächlichem Durchschnittstempo durch die tiefschwarze Röhre.

Markus schweifte gedanklich zu seinem Reiseziel. Was würde ihn in Frankfurt wohl erwarten? Würde er die Antworten bekommen, die er suchte? Würde er eine Lösung zu diesem Rätsel finden, das ihn nun schon seit vier Tagen beschäftigte und das ihn irgendwie nicht mehr loszulassen schien? Er hatte keine Ahnung. Und wenn er ehrlich war, hatte er ebenso wenig eine Ahnung, wie er überhaupt vorgehen sollte, wenn er Innovative gefunden hätte. Einfach in das Firmengebäude hereinmarschieren und dort fragen, ob es einen Anschluss mit der betreffenden Nummer gab? Das war unwahrscheinlich, sonst hätte er ja jemanden erreichen müssen. Oder sollte er sich nach dieser Frau Martinez erkundigen und um ein Gespräch mit ihr bitten? Das war schon eher ein Ansatzpunkt. Vielleicht konnte sie ihm ja sagen, was es mit dem seltsamen Anruf auf sich hatte und ein bisschen Licht in die Sache bringen.

Er hoffte es.

Aber im Moment spielte es noch keine Rolle. Denn jetzt war er erst einmal unterwegs nach Frankfurt, und was dort geschehen würde, das würde er noch früh genug erfahren.

Zwei Stunden und siebzehn Minuten nach seinem Start in Stuttgart rattete der schneeweiße Intercity Express schließlich über ein Gewirr von Schienen und Weichen, die sich in einer knapp hundert Meter breiten Schneise dem Frankfurter Bahnhof entgegenstreckten. Auf der rechten Seite konnte man ein Stückchen des Mains erkennen, umzingelt von kastenförmigen Häusern, vereinzelt Grünflächen mit dicht gedrängt stehenden Laubbäumen und den Wolkenkratzern in der Ferne, der Heimat der Finanzwelt, für die diese Stadt so berühmt war.

Der ICE fuhr durch einen weiten Bogen in den Bahnhof ein. Bremsen quietschten, die Waggons verloren an Geschwindigkeit und rollten an dem menschengefüllten Bahnsteig entlang wie eine Militärparade an den Zuschauern. Als sie schließlich ihre endgültige Position erreicht hatten, blieben sie mit einem sanften Brummen stehen, und der Motor des Triebwagens verstummte.

Eine angenehme Kühle empfing Markus, als er auf den grobkörnigen Asphalt des Bahnsteiges heraustrat und sich in der langgezogenen Halle umsah. Wie die meisten deutschen Bahnhöfe, wirkte auch dieser irgendwie farblos und kalt, fast unpersönlich. Blecherne Ansagestimmen dröhnten aus den Lautsprechern und verloren sich in der Weite, kündigten mal einen Zug, mal eine Verspätung an, ließen Personen ausrufen oder baten darum, Gepäckstücke nicht unbeaufsichtigt stehen zu lassen. Hunderte von Menschen schlängelten sich aneinander vorbei, plapperten, hasteten, aßen oder telefonierten. Manche von ihnen wirkten wie Geschäftsleute. Sauber gekleidet standen sie da, mit Anzug und Krawatte, ein Täschchen oder Köfferchen neben sich und die *Frankfurter Allgemeine* in der Hand. Andere wiederum waren offenbar Reisende. Sie wuchteten überdimensionale Koffer auf Schiebewagen, zogen Trolleys hinter sich her oder verabschiedeten sich von Angehörigen. Und ein drittes Grüppchen bestand aus Allewelts-Pendlern, die mit Rucksäcken,

Kaffeebechern oder Zeitungen bewaffnet an den Bahnsteigen standen und auf ihren Zug warteten.

Markus verließ den Bahnhof und sah sich dann auf dem Vorplatz um. In einigen Metern Entfernung konnte er bereitstehende Taxis erkennen. Er ging auf eines zu und stieg ein.

»Zur Kohlbergstraße 121 bis 129.« bat er den Fahrer, einen älteren, fülligen, lustlos dreinblickenden Typen mit ungepflegtem Dreitagebart.

Der Mann sah ihn unschlüssig an. »Zu welcher Straße denn genau?« fragte er.

»Wie bitte?«

»Na, wollen Sie zu allen Kohlbergstraßen auf einmal? Welche darf's denn sein?«

»Gibt es da einen Unterschied?«

»Einen Unterschied von zwei Blöcken, ja.«

Das war seltsam. Markus wusste nicht, welche Kohlbergstraße die richtige war, er konnte es nur vermuten, er hatte einfach angenommen, dass Innovative eine Firma mit mehreren Gebäuden war und eines davon die Zentrale sein musste. Aber welches? Vielleicht jenes in der Kohlbergstraße 121, weil es die kleinste Nummer war? Das machte nicht wirklich Sinn. Oder irgendwo in der Mitte?

»Ich möchte zum Hauptgebäude von Innovative Software Solutions.« behalf er sich schließlich.

Sein Gegenüber schüttelte fragend den Kopf. »Und das wäre wo?«

»Ich weiß es nicht. Bringen Sie mich einfach zu irgendeiner der Kohlbergstraßen, dann sehen wir weiter, okay?«

Der Mann zuckte mit den Schultern und ließ den Wagen an.

»Okay.« murmelte er. »Ganz wie Sie wollen.«

Das Taxi brauste los.

Während sie sich durch den hektischen Verkehr der Frankfurter Straßen kämpften, musterte Markus die Häuser, die an ihm vorüberzogen. Diese Stadt war nicht ganz das, was er erwartet hatte, musste er zugeben. Es gab keinen einheitlichen Baustil, kein gleichbleibendes Muster. Alles um ihn herum wirkte wie eine

Collage aus verschiedenen Architekturen und Zeitepochen, wild und hektisch zusammengewürfelt. An manchen Stellen erhoben sich jene rustikalen Häuser aus dem Boden, die er schon vom Zug aus gesehen hatte – klobige, unförmige Kästen, von zahllosen Fenstern durchzogen und in einem matten Weiß, Rot oder Grau gehalten, mit Werbeslogans für Konsumprodukte oder Firmennamen auf dem Dach. Dann wiederum folgten Plätze, die sehr viel moderner wirkten. Mehr Glas, mehr Technik, mehr Stockwerke. Ohne Zweifel ein Tribut an den Städtebau der späten Neunzigerjahre. Und als Abschluss gab es noch die Kolosse der Hochhäuser und Wolkenkratzer, auf denen die Embleme nahezu jeder deutschen Bank prangerten.

Die Fahrt dauerte knapp zehn Minuten. Dann scherte das Taxi plötzlich in einer schmalen, von spärlichen, dünnen Bäumen gesäumten Allee zur Seite aus, ließ zwei parkende Fahrzeuge hinter sich und blieb in einer kleinen Lücke am Straßenrand stehen.

Der Fahrer warf zuerst einen flüchtigen Blick auf sein Taxameter, und dann zu Markus nach hinten. »Das macht zwölf Euro achtzig.« sagte er.

Markus musterte verwundert die Häuserreihe vor ihm.

»Wo sind wir denn?« fragte er.

»Na, wo Sie hinwollten: Kohlbergstraße 121.«

Markus stockte der Atem.

Jenseits des Gehweges reihte sich ein Wohnhaus an das andere, in der Mitte durchschnitten von einem Torbogen, über dem ein Schild mit der Aufschrift ›Zum Weinkrug‹ prangerte.



## Kapitel 10

*Das ist doch nicht möglich*, dachte sich Markus. Er stand vor dem Eingang des ›Weinkruges‹ und ließ den Blick hektisch von einer Seite zur anderen schweifen. Von einem millionenschweren Softwareunternehmen mit langjähriger Firmengeschichte war weit und breit nichts zu sehen! Nur eine hüfthohe Kreidetafel stand da auf dem Gehweg und pries die kulinarischen Spezialitäten des Hauses an.

*Heute: Kalbsleber mit Röstkartoffeln, nur 9,50 €.*

Verblüfft hatte er den Taxifahrer gefragt, ob es vielleicht noch eine andere Kohlbergstraße in Frankfurt gäbe, in einem anderen Stadtviertel vielleicht. Jener hatte nur mit einem Kopfschütteln geantwortet. Er sei an genau jenem Ort, zu dem er gebracht werden wollte, hatte dieser ihm erwidert.

Um ganz sicher zu gehen, war Markus die Straße in beide Richtungen abgelaufen. Er hatte auf Klingelschilder und Briefkästen geschaut, in Hinterhöfe gelugt und Türen geprüft. Doch da war nichts gewesen, gar nichts! Von einer Innovative Software Solutions AG gab es weit und breit keine Spur.

Markus überlegte, was er jetzt tun könnte. Ein beißendes Gefühl der Frustration machte sich in ihm breit. Hatte er sich beim Ablesen der Adresse geirrt? Nein, die stimmte ganz sicher, er sah sie noch deutlich vor sich. Aber was hatte das dann zu bedeuten? Innovative hatte eine Internetseite und eine Postanschrift aber kein Gebäude? Stimmte vielleicht die Adresse auf dieser Seite nicht? Oder hatte das Unternehmen vor kurzem Insolvenz angemeldet und war aus diesem Grund von der Bildfläche verschwunden?

Er musste es herausfinden.

Hastig betrat er den ›Weinkrug‹ und erkundigte sich bei der Besitzerin – einer kleinen, rundlichen Dame fortgeschrittenen Alters, mit ergrautem Haar und sauberem weißem Kleid –, ob sich hier, in diesen Räumen, vielleicht einmal eine Computerfirma befunden hätte.

»Aber nicht doch, mein Herr!« antwortete die Frau entrüstet. In einer übertriebenen Geste stemmte sie ihre Fäuste in die Taille und erklärte ihm, dass sich hier schon seit Urzeiten der ›Weinkrug‹ befand, seit den Tagen ihres Großvaters Heinrich, der das Restaurant gegründet hatte. Und immer hätten sie zufriedene Gäste gehabt, manchmal sogar Adelige, die sich an den hervorragenden Speisen und dem exzellenten Weinkeller gelobt hätten, von den Desserts ganz zu schweigen.

Markus hörte ihr gar nicht mehr zu. Gedankenverloren und verwundert stand er in der altrustikalen Stube, in der es auffällig nach Frittierfett roch, und versuchte aus dem Gehörten und Gesehenen schlau zu werden. Was hatte das zu bedeuten? Eine Telefonnummer, die zu keinem Anschluss gehörte, von der aus aber jemand angerufen hatte; eine Firmenadresse, unter der es keine Firma gab; und eine Internetseite, die keinerlei Möglichkeit bot, mit dem Besitzer der Seite in Kontakt zu treten.

Es fiel ihm nur noch eine einzige Sache ein, die diese Zufälle – zumindest teilweise – erklären würde: er war am falschen Ort! Ganz gleich, was der Taxifahrer gesagt hatte, dies hier *konnte* nicht die richtige Kohlbergstraße sein. Wenn es stimmte, dass es in Frankfurt keine andere Straße dieses Namens gab, dann musste er logischerweise in der falschen Stadt sein! Vielleicht war die Vorwahl der mysteriösen Telefonnummer doch keine Frankfurter Vorwahl. Er hatte sich blindlings auf die Informationen aus dem Artikel über Kujau & Wendenberg verlassen, und der hatte gesagt: Frankfurt.

»Entschuldigung.« sagte er hastig und unterbrach die ältere Dame in ihrem allzu beherzten Redeschwall. »Nichts für ungut, aber ich muss jetzt leider gehen. Vielen Dank für Ihre Hilfe!« Er konnte die Dame hinter sich noch ein verwirrtes »Äh, wie bitte?« murmeln hören, dann war er bereits zur Tür hinausgestürzt und stand wieder auf der Straße vor dem Lokal. Er zückte sein Handy und wählte die Nummer der Telefonauskunft.

»Die Nummer von Innovative Software Solutions.« bemerkte er, als die Verbindung zustande gekommen war.

»Welcher Ort?« erwiderte die Frauenstimme.

»Tut mir leid, den weiß ich leider nicht. Können Sie einfach mal nachsehen, wo sich die Firmenzentrale befindet?«

Das Klappern von Tasten war zu hören. Nach ein paar Sekunden fragte die Dame: »Der Name des Unternehmens war Innovative?«

»Ja, genau. I-N-N-O-V-A-T-I-V-E.«

Wieder eine Pause.

»Bedauere, aber zu diesem Namen gibt es keinen Eintrag. In ganz Deutschland nicht.«

Markus spürte, wie ihm die Knie weich wurden. Es war unglaublich! An alles hatte er gedacht, nur nicht daran, zu überprüfen, ob es die Firma überhaupt gab. Er war ganz einfach davon ausgegangen, dass es sie geben *musste*.

Er hätte sich schlagen können für diese Dummheit!

Wutschnaubend brach er die Verbindung ab, steckte das Handy wieder ein und sah sich auf der leeren Straße um.

*Was jetzt?*

Er hätte das Taxi nicht sofort bezahlen sollen, dachte er sich, er hätte es jetzt gut gebrauchen können. Ihm blieb nichts anderes übrig als die knapp zwei Kilometer bis zur nächstgelegenen Fußgängerzone laufend zurücklegen. Er hatte eine Idee. Eine letzte noch, die Klarheit in diese Sache bringen könnte.

Also rannte er los.

Eine dreiviertel Stunde später stand er schließlich keuchend und verschwitzt vor einer Schaufensterfront, auf der allerlei knallig bunte Aufkleber mit Landesfahnen und Werbesprüchen prangerten. Darüber stand in grell gelben Lettern: ›*Internetcafé*‹.

Er trat ein.

Das Etablissement entsprach ganz genau dem, was sich ein unbedarfter Normalsterblicher unter einem solchen Ort vorstellte: ein kleiner, muffig wirkender und leicht nach Tabak riechender Raum, der von allen Seiten mit Tischen und Computern zugestellt, und Dank der einsamen Neonröhre an der Decke in ein seltsam fahles, fast steril wirkendes Licht gehüllt war. Im vorderen Teil gab es einen Tresen mit Hockern und einer Kasse, hinter der ein türkischer Junge im späten Teenageralter saß und in einer

Zeitschrift blätterte. Gleich daneben befand sich eine welkende, zimmerhohe Pflanze und ein Tischchen mit einer Stereoanlage, aus der irgendein undefinierbares Hiphop-Zeug dudelte.

Markus sah sich um. Einer der Computer im hinteren Teil war frei. Er bat den Jungen um eben diesen Platz, und als jener ihm den Rechner freigeschaltet hatte, rief Markus eine Internet-Suchmaschine auf und gab den Suchbegriff ›Innovative Software Solutions‹ ein.

Ein paar Sekunden verstrichen.

Als das Ergebnis schließlich erschien, setzte sein Herz einen Moment lang aus.

Die Internetseite, die er einst gefunden hatte, war verschwunden! Sie wurde nicht mehr angezeigt. Und er musste erschüttert feststellen, dass es noch eine weitere Firma mit dem Namen Innovative gab. Doch die befand sich nicht in Deutschland, sondern in North Carolina, USA, sie war nicht 1978, sondern 1989 gegründet worden, und sie verkaufte auch keine Homecomputer-Software, sondern branchenübergreifende IT-Lösungen.

Er ließ sich erschöpft in dem Stuhl zurückfallen.

Letzten Dienstag hatte er nicht nach Innovative Software Solutions gesucht, er hatte nur die Telefonnummer eingegeben. Und auf diese Weise hatte er natürlich nicht bemerkt, dass es *zwei* Firmen mit demselben Namen gab.

## Kapitel 11

Die Musik war laut gewesen, sehr laut sogar. Dumpfe, dröhnende Bässe, vermischt mit dem Gejohle hunderter Menschen, die sich wild zappelnd auf der Tanzfläche zusammengedrückt hatten und beständig dem Takt der Musik gefolgt waren. Geisterhafte Nebelschwaden aus Trockeneis waren durch die Luft gewabert, hatten sich bei jedem Aufflammen der Stroboskoplichter mal rot, mal grün und dann wieder gelb gefärbt. Ein bizarres, fast unwirkliches Schauspiel. Eine Szene aus einem Traum.

Sie erinnerte sich noch gut daran. Sehr gut sogar. Es war ihr beinahe so, als sei das alles erst gestern gewesen, dabei lag es schon... ja... es lag... wie lange eigentlich, zurück? Sie konnte es beim besten Willen nicht sagen. Ihrem Gefühl nach mussten es mindestens ein paar Tage sein, vielleicht drei oder vier, doch es hätte natürlich auch eine ganze Woche sein können. Sie wusste es schlicht und ergreifend nicht. Und ebenso wenig konnte sie sagen, ob es momentan früher Morgen war, Mittag, oder später Abend.

Was hatte sie nur dazu bewogen, in diese Disko zu gehen? Was hatte sie dazu bewogen, an einem Samstagabend ihre warme, sichere Wohnung zu verlassen und einzutauchen in diese so abstoßend laute, verdreht wirkende Welt? Sie hasste Diskos! Und ganz besonders hasste sie dieses grauenhafte, stumpfsinnige Techno-Gedröhne. Trotz aller Rave- und Loveparade-Euphorien in den frühen Neunzigern hatte sie sich nie abbringen lassen von ihrer Liebe zu den *Bangles*, zu *Boney M* oder *Tina Turner*, der Musik der Siebziger- und Achtzigerjahre, die – wie sie meinte – bis heute die einzig wahre Musik darstellte. Was also hatte sie dort zu suchen gehabt?

Die Antwort war ganz einfach: sie hatte sich weichklopfen lassen! Wie ein kleines, dummes Schulmädchen hatte sie sich überreden lassen, ungeachtet allen besseren Wissens, und trotz aller Zweifel, die sie gehabt hatte.

»Na, nun mach schon!« hatte sie ihre Freundin aufgefordert. »Komm doch mit.« In ihren Augen war ein drängender, fast fordernder Blick gestanden, und sie hatte sie an den Schultern

gepackt wie eine Mutter, die um ihr Kind besorgt war. »Stell dich doch nicht so an, Melanie! Es wird dir gefallen, glaub mir. Ein super Laden mit geiler Musik. Und, mal ehrlich, du sitzt viel zu viel zu Hause herum. Kein Wunder, dass du immer so traurig aus der Wäsche guckst.«

Ja, das stimmte. Sie war tatsächlich eine Stubenhockerin, und auch eine Melancholikerin. Das war schon immer so gewesen. Aber das war auch kein Wunder, denn das Leben hatte sie noch nie wirklich geschont und hatte ihr Zeit ihres Daseins hart zugesetzt, angefangen damit, dass sie als Neunjährige ihre Mutter bei einem Verkehrsunfall verloren hatte und ihr Vater daraufhin verpflichtet gewesen war, sie und ihre zwei Brüder alleine durchzubringen. Als sie siebzehn Jahre alt geworden war, hatte er es nicht mehr ausgehalten, hatte in einer Nacht-und-Nebel-Aktion seine Sachen zusammengepackt und war verschwunden. Einfach so. Und sie hatte nie wieder von ihm gehört.

In der Schule war sie entsprechend schlecht gewesen, Freunde hatte sie kaum welche gehabt, und aufgrund der Tatsache, dass sie nicht gerade eine blühende Schönheit gewesen war – weder vom Gesicht noch vom Körper her –, hatte man sie nach allen Regeln der Kunst gehänselt. Tja, und schließlich war es dann gekommen, wie es kommen musste. Wie es fast immer kam. Aus dem unscheinbaren, traurigen Mädchen war eine in sich gekehrte junge Frau geworden, die mit dem Leben und dem Alltag nur schwer umgehen und die kaum eine soziale Bindung vorweisen konnte.

Besonders Letzteres hatte ihr stets zu schaffen gemacht. Wann immer sie in den Spiegel gesehen hatte, war ihr die Tatsache bewusst geworden, dass sie mit ihren 24 Jahren noch immer Single war. Chronischer Single! Tendenz gleichbleibend. Niemand wartete auf sie, wenn sie nach Hause kam, keiner rief mal an und erkundigte sich nach ihr – von ihrer Freundin einmal abgesehen –, und niemand hatte ihr je einen Liebesbrief geschrieben. Tagtäglich glitt sie dahin auf dem Fluss des Lebens, angetrieben vom Wind des Schicksals und den Wogen des

Zufälligen, und sie wusste, dass sich nichts, wirklich gar nichts daran ändern würde.

Doch dann war jener Abend gekommen!

Um kurz nach halb acht Uhr hatte es bei ihr an der Tür geklingelt, und ihre Freundin Caro war in ihrem typischen Ausgeh-Look davorgestanden. Es war abzusehen gewesen, dass sie nicht nur auf einen kurzen Plausch oder ein »Hallo« vorbeigekommen war.

»Komm doch mit.« hatte sie ihr gesagt und ihr von der Disko zu erzählen begonnen, in der sie an jenem Abend »abfeiern« wollte.

Natürlich hatte sie abgelehnt, natürlich hatte sie gesagt, dass sie sich für so etwas eigentlich nicht begeistern könne. Doch ihre Freundin war nicht umzustimmen gewesen. Wieder und wieder hatte sie auf sie eingeredet, hatte ihr erzählt, wie toll es dort wäre und wie sehr es ihr gefallen würde. Und dann, ganz plötzlich, hatte sie etwas zu ihr gesagt, das ihr sehr wehgetan hatte. Ihre Freundin hatte ihr tief in die Augen geschaut, die Hände noch etwas fester um ihre Oberarme gepresst und ihr gesagt: »Melanie, ernsthaft! Wenn du nie ausgehst, wirst du auch nie einen Typen kennenlernen! Glaubst du, die Männer fallen dir in den Schoß?«

Sie hatte ihren Blick erschrocken erwidert.

*Nie? Niemals?*

Nein, das durfte einfach nicht sein!

Panik hatte sie ergriffen. Ein tiefer, kalter Schauer war ihr durch den Körper gefahren, langsam und qualvoll, als würden Tausende Eiswürfel auf ihrer Haut liegen. War sie wirklich in Gefahr, als alte Jungfer zu enden? Niemals einen Freund zu haben? Niemals Liebe und Romantik zu verspüren, niemals Sex zu haben und Zärtlichkeit zu erleben?

Also hatte sie sich umstimmen lassen und war mitgegangen. Hineingezwängt in einen grauenhaft engen, olivgrünen Minirock und ein weißes Top mit weitem V-Ausschnitt – beides natürlich von ihrer Freundin ausgeliehen – hatte sie sich gefühlt wie eine Prostituierte. Und sie hatte sich einmal mehr gefragt, wie Frauen

nur fähig waren, so etwas zu tragen, noch dazu freiwillig und in aller Öffentlichkeit. Es sah einfach grässlich aus.

Eine dreiviertel Stunde später waren sie vor der Disko eingetroffen. Schon von weitem waren die dumpfen Bässe zu hören gewesen, die wie Hammerschläge aus dem Inneren des Gebäudes gedrungen waren. Vor der Eingangstür hatte sich eine Menschenschlange gebildet. Stämmige Rausschmeißer mit schwarzen T-Shirts hatten penibel darauf geachtet, wer kam, wer ging, und wer gar nicht erst hereingelassen werden durfte.

Bei Caro und ihr erwies sich diese Hürde als erstaunlich einfach zu überwinden. Nachdem ihre Freundin einem der Rambos zart die Wange getätschelt und ihm einen tiefen Einblick in ihr Dekolleté gewährt hatte, hatten sie anstandslos passieren dürfen. Und schon an dieser Stelle hätte sie ahnen sollen, dass sie völlig fehl am Platze war, denn der bewusste Mann hatte es sich nicht nehmen lassen, ihr im Vorbeigehen einen Klaps auf den Hintern zu geben und ihr ein frivoles »Na, Baby?« hinterher zu hauchen.

Sie hatte sich geekelt. Anerkennung hin oder her, sie war angewidert gewesen von dieser plumpen, notgeilen Art. Doch ihre Freundin hatte das alles heruntergespielt. »Das ist normal.« hatte sie gesagt. »Achte gar nicht darauf. Jetzt wollen wir erst mal ein bisschen Spaß haben.«

Und daraufhin hatten sie sich in die Menschenmenge gestützt.

Interessanterweise war sie an jenem Abend tatsächlich von ein paar Männern angesprochen worden. Drei an der Zahl, um genau zu sein. Doch hätte sie sich mit denen nicht einmal dann eingelassen, wenn sie die letzten Menschen auf der Erde gewesen wären. Der erste stank so erbärmlich nach Zigaretten und Alkohol, dass ihr beinahe übel geworden war. Der zweite sah aus wie ein italienischer Zuhälter – das Haar mit zwei Eimern Pomade an den Kopf geklatscht, die Haut gebräunt, Nasenflügel und Ohrläppchen gepierced. Und der dritte hatte eine Glatze, ein rot gefärbtes Rübezahlbärtchen und eine Tätowierung auf dem Oberarm, die einen Dämon zeigte, der gerade den Geschlechtsverkehr mit einer vollbusigen Amazone vollführte. Ach ja, und dann war da noch ein



vierter gewesen, fiel ihr ein. Dieser hatte sich gar nicht erst mit Reden oder Flirten aufgehalten, sondern hatte ihr gleich an die Brüste gefasst und sie gefragt: »Na, woll'n wir ficken?« Eine Sekunde später hatte er ihren Cocktail im Gesicht gehabt und war fluchend von dannen gezogen.

Das war die traurige Bilanz dieses Abends gewesen: Spinner, Dummschwätzer und Perverse, Abartige, Freaks und Drogensüchtige! Und dafür hatte sie sich in diesen Prostituierten-Look geworfen, hatte sich den Hintern tätscheln und sich dumm anmachen lassen. Kaum zu glauben.

Mit jeder Minute, die sie länger dort gesessen war, war sie tiefer in ihre Depression gerutscht und hatte sich nichts sehnlicher gewünscht, als einfach aufzustehen und nach Hause zu fahren. Doch da hatte sie keine Chance gehabt! Das Auto gehörte immer noch Caro, und die war weit davon entfernt gewesen, zu gehen.

Natürlich hatte ihre Freundin nichts von ihrer Stimmung bemerkt. Wie auch? Sie war so sehr mit ihrem Tanzen beschäftigt gewesen und damit, sich möglichst kunstvoll zu verbiegen, dass sie den Abend über kaum ein Wort miteinander gewechselt hatten. Nur ganz selten, wenn wieder einmal einer von diesen Geisteskranken auf sie zugekommen war, hatte ihr Caro zugeblinzelt und anfeuernd den Daumen nach oben gehoben.

So hatte sie nichts weiter tun können, als an der Bar zu sitzen, ihre Drinks zu schlürfen und gedankenverloren umher zu blicken.

Doch dann hatte sie plötzlich *ihn* gesehen!

Ganz unerwartet und ohne Vorwarnung war er aus dem Nichts aufgetaucht! Ein smarterer junger Mann von etwa dreißig Jahren, das blonde Haar elegant nach hinten gekämmt, das Gesicht sauber rasiert, und mit Lippen, die ein gewinnendes, ja fast bubenhaftes Lächeln gehabt hatten. Er hatte ein weißes, kurzärmliges Baumwollhemd mit Kragen angehabt, das seinen trainierten Oberkörper wie eine zweite Haut umschlossen hatte, dazu noch eine Stonewashed Jeans und schwarze Schuhe. Sein Anblick war umwerfend gewesen! Einfach grandios! Eine

Erscheinung, bei der der Traumprinz plötzlich keine Einbildung mehr war, sondern leibhaftig vor einem stand.

Ein nervöser Schauer hatte sie durchfahren. Sie konnte sich noch heute an dieses angenehme Kribbeln erinnern, das sich in ihrem Bauch breitgemacht hatte, als er zielstrebig auf sie zugekommen war, durch die wogende Masse hindurch und direkt auf sie zu. Und dann war das Sätzchen gefolgt, von dem sie nie gedacht hätte, dass sie es tatsächlich eines Tages hören würde. Der Mann hatte sich vor ihr aufgebaut – freundlich allerdings, nicht fordernd –, hatte gelächelt und sie gefragt: »Entschuldigung, wenn ich forsch erscheine, aber darf ich mich vielleicht zu Ihnen setzen?«

Er hatte ganz schön schreien müssen, um die dröhnenden Musikanlagen mit seiner Stimme zu übertönen, aber selbst das war ihm so unvergleichlich elegant gelungen, dass sie sich gefühlt hatte wie Butter in der Sonne.

Das war neu für sie gewesen. Unerwartet. Bisher hatte sie es noch nie erlebt, dass jemand so spontan und ungezwungen auf sie zugegangen war, und dann auch noch so ein gutaussehender Jemand, der scheinbar weder pervers, zugekiffert oder sonst wie abartig war. Sie hatte sich gefragt, was man denn machen musste in einer solchen Situation. Sagte man einfach »Ja« und ließ den Mann gewähren? Oder war es besser, ihn etwas zappeln zu lassen, sich nicht sofort hinzugeben für ein Gespräch, um nicht als leichte Beute zu erscheinen?

Sie erinnerte sich noch deutlich an das Chaos in ihrem Kopf, an die Millionen von Gedanken und Überlegungen, die scheinbar zeitgleich durch ihre Synapsen jagen wollten wie Fahrzeuge auf einer verstopften Straße. Sie erinnerte sich, wie sie gerungen hatte um die richtige Reaktion, die richtigen Sätze, das richtige Lächeln. Und wie schwer es ihr gefallen war, die Situation einzuschätzen.

Ihre Freundin hätte »Ja« gesagt, das wusste sie. Sofort und ohne zu zögern! Aber war das ein Wunder? Sie sagte fast immer und zu jedem »Ja«, dafür war sie bekannt. Aber sie? Was sollte sie machen? Trotz aller Einsamkeit und Verzweiflung war sie nicht aus gewesen auf eine schnelle, billige Affäre, auf einen

unverbindlichen One-Night-Stand ohne weitere Verpflichtungen. Wenn schon einen Mann, hatte sie sich gedacht, dann wenigstens einen, der es wert war; einen, der zu einer echten Beziehung fähig war.

Doch war dies der Ort, um einen solchen zu finden? Sie hatte es bezweifelt.

Dennoch war da etwas gewesen, das sie an ihm fasziniert hatte. So sehr sie sich auch zur Vorsicht gemahnt und so sehr sie sich auch bewusst zu machen versucht hatte, dass sie sich in einer Disko befand und nicht bei einem Opernball, hatte sie sich der Anziehungskraft dieses Mannes nicht entziehen können. Er hatte so viel Freundlichkeit ausgestrahlt, eine so herzliche, ehrlich gemeinte Zuwendung, und er hatte so unglaublich gut ausgesehen mit seinen strahlend blauen Augen, die im flackernden Stroboskoplicht wie zwei Sterne gewirkt hatten, dass nach und nach alle Bedenken in den Hintergrund gerückt waren. Der junge Mann hatte ihr einen Drink spendiert, und sie hatten begonnen, sich lachend und scherzend miteinander zu unterhalten. Erst belangloser Smalltalk, über das Tanzen, das Wetter, die Getränke, und dann, im späteren Verlauf, immer mehr über Persönliches, also was sie beruflich machte, welche Interessen sie hatte, und welche Musik sie gerne hörte.

Besonders Letzteres hatte es ihm damals angetan.

»Sie sind ein *Bangles*-Fan?« hatte er herzlich lachend gefragt. »Dann sind Sie hier aber ganz falsch, oder?«

Sie hatte zurückgelächelt.

Ja, sie war ganz falsch gewesen an diesem Ort – zumindest was die Musik anging. Doch während sie sich in seinen funkelnden Augen verloren hatte, während sie sein gewinnendes Lachen verzaubert hatte, da hatte sie sich bewusst gemacht, dass es wohl keinen besseren Ort für sie hätte geben können. Sie hätte ihn gegen nichts auf der Welt eingetauscht.

Es war eine wunderbare Zeit gewesen. Auch rückblickend.

Kurz nach zwei Uhr morgens hatte sie schließlich vor der Müdigkeit in ihren Gliedern resigniert. Die vielen Drinks – irgendwann hatte sie aufgehört zu zählen –, das viele Lachen und

Reden, und natürlich auch die anhaltend lärmende Musik hatte sie erschöpft. Und so hatte sie ihrem Verehrer zu verstehen gegeben, dass sie jetzt lieber nach Hause gehen würde.

»Aber natürlich.« hatte er gesagt. »Es war ein wunderschöner Abend, finde ich. Vielleicht können wir das ja mal wiederholen?«

»Gerne.« hatte sie lächelnd erwidert.

Auch er hatte in diesem Moment gelächelt, und ein paar Sekunden lang waren sie einfach nur schweigend dagesessen und hatten sich in die Augen gesehen.

Und dann hatte sie der Mann etwas Entscheidendes gefragt.

»Ich hoffe, Sie haben eine Mitfahrgelegenheit nach Hause, oder? Nach so vielen Drinks sollten Sie nicht mehr selber hinter dem Steuer sitzen.«

»Ja.« hatte sie erwidert und sich zur Tanzfläche umgedreht, um ihre Freundin zu suchen. »Ich bin mit –«

Doch in diesem Moment hatte sie inne gehalten. Von ihrer Freundin war weit und breit nichts mehr zu sehen gewesen.

Verblüfft und irritiert war sie aufgestanden, hatte sich bei ihrem Gesprächspartner entschuldigt und war durch die letzten Reste der Tänzerschaft gelaufen, auf der Suche nach Caro. Doch die war nicht mehr aufzufinden gewesen.

»Entschuldigung, haben Sie vielleicht eine junge Dame gesehen, mit schwarzen schulterlangen Haaren und so einem bauchfreien Top?« Diese Frage hatte sie einem nach dem anderen gestellt. Und wer immer sie noch verstehen konnte und noch nicht zu betrunken gewesen war, um ihr zu antworten, der hatte ihr dieselbe blöde Antwort gegeben: »Jede Menge davon, Schätzchen! Warum?«

Als sie die Tanzfläche schließlich durchquert und auch in den Toilettenräumen nachgesehen hatte, war sie teils wütend, teils verstört wieder zu ihrem Platz zurückgekehrt. Ihr Verehrer war immer noch dagesessen und hatte sie die ganze Zeit über beobachtet.

»Suchen Sie jemanden?« hatte er gefragt.

»Ja, äh, meine Freundin. Ich bin mit ihr zusammen gekommen, aber... ich sehe sie nicht mehr.«

»Vielleicht ist sie schon gegangen?«

»Das ist eigentlich nicht ihr –«

Sie hatte mitten im Satz inne gehalten.

Doch, das *war* ihr Stil! Wahrscheinlich hatte Caro bemerkt, dass sie nicht mehr alleine herumgesehen war, sondern sich mit einem Mann unterhalten hatte, und augenblicklich war sie davon ausgegangen, dass sie die Nacht über versorgt sein würde.

Sie hätte sie in diesem Moment erwürgen können!

Ihr Verehrer hatte etwas gezögert, denn ihm schien aufgefallen zu sein, dass sie das Verschwinden ihrer Freundin irritiert und verunsichert hatte. Dann aber hatte er sein freundlichstes Lächeln aufgezogen und gefragt: »Nun, also, wenn Sie kein Auto haben, soll *ich* Sie vielleicht nach Hause fahren?«

Sie hatte ihn verdutzt angesehen.

Sollte sie das machen? Bei einem wildfremden Menschen mitfahren? War das nicht viel zu riskant?

Doch andererseits – hatte sie sich eingestehen müssen – hatte sie keine andere Wahl. Caro war weg, sie selbst hatte kein Auto, sie war dreißig Kilometer von ihrem Zuhause entfernt, und um zwei Uhr Nachts mit Zug oder S-Bahn zu fahren hörte sich auch nicht gerade prickelnd an. Sie hätte auch ein Taxi bestellen können, aber für die Fahrt bis nach Hause hatte sie natürlich nicht genügend Geld bei sich gehabt. Warum also nicht lieber mit diesem offensichtlich netten und smarten jungen Mann mitfahren?

»Äh, ich weiß nicht so recht.« hatte sie erwidert.

Ihr Verehrer hatte beschwichtigend die Hände gehoben. »Oh, bitte verstehen Sie mich nicht falsch, das sollte kein Annäherungsversuch sein. Ich würde Sie nur ungern hier zurücklassen, wenn Sie keine Möglichkeit haben, nach Hause zu kommen.«

Ein paar Sekunden lang hatte sie noch gezögert, hatte ihm in die Augen gesehen und überlegt, was sie tun sollte. Doch dann hatte sie eingewilligt. Und ihr Verehrer hatte breit gelächelt, ein heiteres »Prima!« gerufen und sie nach draußen begleitet.

Vor der Diskothek war noch einiges an Trubel gewesen. Drei oder vier verstreute Grüppchen aus vielleicht dreißig Menschen

hatten sich dort zusammengefunden, um Zigaretten zu rauchen und herumzualbern. Sie und ihr Begleiter waren an ihnen vorbeigeschritten, hatten die angrenzende Straße überquert und waren anschließend zu dem schwach beleuchteten Parkplatz gegangen, auf dem zuvor auch Caro ihren Wagen abgestellt hatte. Natürlich war der nicht mehr da gewesen, also hatte sie mit ihrer Vermutung Recht gehabt.

Bedächtig waren sie nebeneinander entlang geschritten, bis sie plötzlich vor einem schmucken, roten Porsche 911 gestanden waren.

Ihr hatte der Atem gestockt!

*Gehört der etwa ihm?* hatte sie sich gefragt und sich das sündhaft teure Auto angesehen.

Ja, das hatte es! Der Mann war um das Fahrzeug herumgegangen, hatte seine Schlüssel hervorgezogen und war im Begriff gewesen, die Tür aufzuschließen.

Doch in diesem Moment waren sie gekommen.

– ENDE DER LESEPROBE –

Hat Ihnen das Buch gefallen?

**»GROSSE BRÜDER«**

ist als Printbuch und E-Book über alle Buchhandlungen  
und Online-Shops erhältlich.

ISBN (Print): 9783746047676

ISBN (E-Book): 9783739314334

Einfach anklicken & kaufen:

[> Bei Amazon kaufen](#)

[> Bei Thalia kaufen](#)